

Historische Studien

unter Mitwirkung der Herren Universitäts-Professoren: G. Beckmann,
G. v. Below, A. Cartellieri, F. Delitzsch, W. Goetz, R. Holtzmann,
P. Joachimsen, H. Lietzmann, Ed. Meyer, F. Philippi, H. Reinke-Bloch,
R. Sternfeld, F. Vigener, A. Wahl, G. Wolff, J. Ziekursch u. a.

herausgegeben von Dr. E. Ebering.

— Heft 179 —

Die Entwicklung des geschichtlichen deutschen Prosastils bei Johannes von Müller

Von

Dr. Heinrich Henel

=====

BERLIN

1928

Nachdruck mit Genehmigung vom
Matthiesen Verlag, Lübeck

KRAUS REPRINT LTD.

Vaduz
1965

Historische Studien

Verlag von
H. W. Schmidt
Berlin

Die Entwicklung der
Geschichte des Mittelalters

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library

Printed in the United States of America

Meinen akademischen Lehrern

Franz Schultz
Hans Naumann
Martin Sommerfeld

in Dankbarkeit und Verehrung

**Gekrönte Preisschrift der Philosophischen Fakultät
an der Universität Frankfurt am Main.**

Die Geschichte der Philosophie
in der Antike

Drei geistige Faktoren bestimmen die äußere Form eines Geschichtswerkes. Der Verfasser, der Stoff, die geistige Strömung der Zeit. Eine Dreieit, deren ersten Teil Buffon klassisch formuliert hat in seinem immer wieder zitierten Wort: „le style c'est l'homme“, die Theodor Mundt sehr trefflich erweitert hat (S. 121) und deren Letztes, vielleicht auch schon bei Mundt vorgebildet, doch erst in neuerer Zeit in seinem Einfluß auf die Stilbildung erkannt wurde, z. B. im ersten Kapitel von Korrodis „C. F. Meyer — Studien“. Dreifach ist also auch der Weg dieser Untersuchung. Um den Historiker Johannes von Müller zu verstehen, muß man seine Lebensgeschichte, seine Briefe, seine Selbstbiographie kennen. Welche Wirkung der Stoff auf das Werk hatte, erkennt man aus dem Vergleich mit den Quellen. Wie der Zeitgeist, oft auch nur die literarische Mode sich in Sprache und Stil ausprägt, lehren die zeitgenössischen historischen Werke und die theoretischen Schriften.

Bei dieser Betrachtung erkennt man, daß Johannes Müller eine weiche, durchaus rezeptive Natur ist. Es verbirgt sich in ihm eine seltsame Mischung von Rationalismus und Schwärmerei, recht im Geiste seiner Zeit. Er ist voll glühenden Eifers für seine Aufgabe als Historiker, mit einem schier übermenschlichen Gedächtnis begabt, aber unkritisch, kein logischer Denker, kein originaler Stilist. Kein Wunder also, daß in seinen Werken der zweite und dritte der oben bezeichneten Faktoren übermäßige Bedeutung erlangt. Der Mensch Johannes Müller und sein Werk erscheinen als ein buntes Konglomerat der verschiedensten Bildungseinflüsse, und schließlich möchte man sagen, resigniert durch die vielen Fälle, wo der Glaube an seine Originalität bei näherem Zusehen getäuscht wurde, daß ihm nichts eigentümlich sei als eben die spezifische und so nicht wiederkehrende Mischung fremder Elemente. Will man sein Werk verstehen, so müssen also in breiter Weise die Richtungen aufgezeigt werden, die sich in ihm trafen und einten.

Anmerkung: Eine Stiluntersuchung erfordert eine große Zahl Citate. Diese wurden deshalb ganz knapp bezeichnet. Genaueres findet man im Literaturverzeichnis am Ende des Buches.

Der Stoff nahm Müller von vorneherein gefangen: Von der Schweizer Freiheit zu schreiben war seine Absicht, und damit war ein pathetisch erhobener und gesteigerter Stil vorgeschrieben. Ganz bewußt wollte unser Historiker ebenso sehr glänzender Schriftsteller als ernsthafter Forscher sein. Aber er hatte eigentlich keinen Stil, er mußte ihn bilden, an fremden Meistern schulen. So wenigstens glaubte er, dem hierin der Begriff des naturgewordenen, künstlerischen Genies durchaus mangelt (obwohl er gerade im Jahrzehnt des „Sturm und Drang“ sein erstes Werk schreibt!), der vielmehr mit dieser Ueberschätzung des Erlernbaren einen rationalen Zug seines Wesens offenbart. Und wie hier im Großen der stilistische Eklektizismus Müllers, der Glaube an Lehrenkönnen und Lernensollen einzelner Stilmittel nur aus dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts als rationaler Epoche verstanden werden kann, so muß in allen einzelnen stilistischen Erscheinungen und Darstellungsformen die dahinterliegende Geschichtsauffassung gesucht werden, die eben diese Ausdrucksformen notwendig machte. Es soll also der Versuch unternommen werden, die Geschichte des historischen Stiles im Zusammenhang mit der Entwicklung der Geschichtsauffassung darzustellen.¹ Dabei handelt es sich keineswegs um ein nachträgliches, klügelndes Verbinden, sondern um Rekonstruktion eines Einflusses, der tatsächlich vorhanden war. Wilhelm Dilthey (Seite 222 u. 232) hat mit allem Nachdruck gesagt, daß Geschichtsschreibung als Kunst nur bei innerer Anteilnahme möglich sei, nur bei grundlegenden Ideen über die Geschichte: „Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hatten die wissenschaftlichen Werkzeuge für die Bearbeitung des ungeheueren Stoffes der Geschichte geschaffen. Aber die großen, leitenden Ideen, welche im Stande waren, diesen Stoff zu beherrschen, sind erst von dem achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht worden. Sie erwuchsen auch jetzt wieder aus dem historischen Leben selbst“. Und in der Tat ist die Reihe großer Ge-

1. Ähnlich hat Norden, Seite 17 f., die Antithese des Gorgias und Empedokles auf die Philosophie des Heraklit von Ephesos zurückgeführt; er zeigt dann weiter, wie die indirekte Beweisführung der Eleaten zur Antithese führen muß. — Dazu auch die interessante Feststellung Nordens, Seite 341, daß Tacitus „aus seinen Quellschriftstellern manches auch stilistisch so gut wie wörtlich herübergenommen“ hat, wenn er mit ihnen derselben Ansicht war.

schichtsschreiber des achtzehnten Jahrhunderts, vor allem in Frankreich und England, die sich so imponierend über die Tätigkeit früherer Chronisten erheben, nur aus den neuen geschichtsphilosophischen Ideen zu verstehen. Indem man von dieser Seite kommt, kann die Gattung der historischen Prosa in ihrer eigentümlichen Bedingtheit richtig erfasst werden. Es handelt sich dabei um eine wahrhaft literarhistorische Betrachtungsweise, indem Geschichtsbetrachtung und Geschichtsstil in ihrer Fortbildung gezeichnet werden. Alles steht unter dem Aspekt der Entwicklung der bestimmten Klasse „historische Prosa“, und Johannes Müller muß mitten in dem lebendigen Spiel der Kräfte seinen Platz finden.

Der historische Stil vor Johannes Müller.

Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es in Deutschland keinen wirklich großen Historiker. Während die schöne Literatur einen ungeahnten Aufschwung nahm, sich an glücklichen Nachahmungen fremder Vorbilder stärkte, dann originale Werke hervorbrachte und schließlich mit dem „Sturm und Drang“ zum ersten Mal seit langer Zeit ihrerseits auf die europäischen Literaturen Einfluß gewann, schien der deutschen Geschichtswissenschaft ein repräsentativer Vertreter versagt zu bleiben. Tüchtige Gelehrte und Forscher gab es in Deutschland, aber man wartete sehnsüchtig auf den Geschichtsschreiber. Die Publizisten der Zeit sind sich darüber einig, was dem kommenden Historiker nötig ist: Die Vereinigung von Gelehrsamkeit und Künstlertum. Einige Stimmen mögen zu Wort kommen. Herder in den „Gefundenen Blättern aus den neuesten deutschen Literaturannalen von 1773“ klagt: „An wahrer Geschichte diesmal, wie immer, wenig, und ich weiß nicht, ob man darüber zu wehklagen hätte oder zu rühmen. Noch sammeln wir immer nur Materialien, und tun darin vor andern viel.“ (Suphan V 266). Das ist die negative Seite: Der deutsche Historiker ist nur Forscher, nicht Kunder vergangenens Geschehens. Weiter führt, was Lessing im 52. Literaturbrief schreibt: „Ich kann . . . Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl

gar keinen vortrefflichen Geschichtsschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, garnicht nachschlagen, garnicht sammeln; kurz, garnicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu erteilen.“¹ Tiefer in die Schwierigkeiten, die sich diesen Forderungen entgegenstellten, sieht Lichtenberg (S. 150): „Die Deutschen haben, so viel mir bekannt ist, bis jetzt noch keinen Geschichtsschreiber gehabt, und werden auch vielleicht sobald keinen bekommen. Sie haben nicht die Gelegenheit, alle Seelenkräfte so auszubilden, als Männer, die in großen und reichen Städten leben, wo Pracht und Ueppigkeit auf das Höchste gestiegen sind. Sie bearbeiten meistens nur eine Geisteskraft, und das Phlegma des Grüblers ist selten bei ihnen mit dem Witz und der Philosophie verbunden, die nötig ist, die Sachen zusammen zu bringen, und dann stark und gut zu sagen . . . Ihre Sprache ist noch nicht in dem Zustande, daß die Sprache der guten Gesellschaft die von Büchern abgeben könnte. Der gute Schriftsteller muß daher sich eine Sprache schaffen, wenn er sich so ausdrücken will, daß er Ausländern gefallen soll.“ Da lag das entscheidende Problem: die deutsche Sprache war nicht der geschmeidige Ton, aus dem sich ein Kunstwerk hätte formen lassen. Die Sprache der deutschen Gelehrten war zwar deutlich, aber wie Herder von Gottsched sagte, eine „Blindschleichenberedsamkeit“. Lessing mußte erst die Sprache der kritischen Abhandlung und des geistreichen Dialogs schaffen, Herder hat die Volkssprache wiedergewonnen, Goethe und die jungen Genies die Sprache des Herzens und der Leidenschaft zu einer Literatursprache veredelt. Wer dem historischen Stil in ähnlicher Weise neues Leben und neue Schönheit einflößen konnte, der mußte einer der Gefeierten seines Jahrhunderts werden. Während aber die ersten Köpfe der Nation nur mit tiefer Unzufriedenheit den historischen Stil ihrer Zeit betrachten konnten, begnügten sich die Theoretiker, die bisher übliche Praxis

1. Die Stelle war sehr bekannt. Steigentesch im „Deutschen Museum“ I 211 und C. G. Körner, ebda. II 255 bedienen sich fast derselben Worte.

zu kodifizieren und platte, rationalistische Regeln daran zu knüpfen. Ein Blick auf die Prosatheorie und besonders die der historischen Schreibart soll uns zunächst lehren, was man damals unter einem guten geschichtlichen Stil verstand.

I. Theorien über den historischen Stil.

In den Handbüchern des achtzehnten Jahrhunderts über den Stil ist es vor allem auffällig, daß die der Poesie entgegengesetzte literarische Gattung nicht Prosa, sondern Beredsamkeit genannt wird. Unter einer schönen, durchgebildeten Prosa konnte man sich also nur eine rhetorische Sprache vorstellen. Nun ist aber aller Schmuck der Rhetorik nichts anderes, als poetische Ausdrucksweise einer vergangenen Zeit, die Allgemeingut geworden ist. Gottsched hat zuerst in Deutschland versucht, den Unterschied zwischen Poesie und Prosa tiefer zu erfassen als mit der äußerlichen Scheidung: gereimte und ungereimte Dichtungsart. Er findet statt dessen, daß der Poesie edlere Wörter und Wendungen, kühnere Bilder und mehr Schmuck der Rede angemessen seien als der Prosa. Damit war aber nur ein gradueller, kein grundsätzlicher Unterschied gefunden. Von einer eigentümlichen Schönheit der Prosa war nicht die Rede. Diesen Anschauungen entsprechend teilte man die Prosa auch nach Stufen der Verwandtschaft zur Poesie ein; man schied in „höhere Schreibart“, „mittlere Gattung“ und „niedere oder simple Gattung“, wobei jedesmal der Grad des Schmuckes und der Rhetorik das Merkmal für die Einteilung abgab. Wie sich diese Anschauungen allmählich bis zur „Emanzipation der Prosa“ wandeln, hat W. Brauer in seiner Dissertation dargelegt. Ich möchte hier nur noch ein Wort von Jean Paul erwähnen, welches zeigt, wie lange sich der alte Prosabegriff, wenigstens theoretisch, erhalten hat: „Ueberhaupt bildet und nährt die Prosa ihre Sprachkraft an der Poesie; denn diese muß immer mit neuen Federn steigen, wenn die alten, die ihren Flügeln ausfallen, die Prosa zum Schreiben nimmt. Wie diese aus Dichtkunst entstand, so wächst sie auch an ihr“ — Die simple Schreibart ist vorwiegend für die

Zwecke der Belehrung, also der wissenschaftlichen Darstellung, anzuwenden. Engels sagt (S. 16 f.): „Die Prosa will richtige Vorstellungen von den Dingen vermitteln, zur Erweiterung nützlicher Kenntnisse, auf Ueberzeugung des Verstandes von allgemeinen oder besonderen Wahrheiten“. Diese „Simplizität“ kann man sich nicht platt genug vorstellen; das lehrt uns Eberhard: „Wenn wir unter dem simplen Ausdrucke denjenigen verstehen, der keinen merklichen Grad der Anstrengung erfordert: so darf er weder merklich viele, noch große, oder wichtige, noch sehr lebhaftes Nebenvorstellungen unmittelbar bezeichnen. Der höchste Grad dieser Simplizität würde dann Naivität des Ausdrucks sein“. Die höheren Stufen der Prosa werden durch die größere „Anschaulichkeit“ oder „Sinnlichkeit“ der Vorstellungen bezeichnet, auch dies beliebte Termini der damaligen Stilistiken. Diese höhere Anschaulichkeit wird vermittelt durch Bilder und durch rhetorische Figuren. Eschenburg will (im Anschluss an Adelung Bd. 2, S. 33) der pragmatischen Geschichtserzählung immerhin die gemäßigte Schreibart gestatten (S. 309). Wie gekünstelt und schwankend die ganze Scheidung der Prosa war, zeigt Eschenburgs Erklärung der gemäßigten Schreibart: „Die mittlere oder gemäßigte Schreibart unterscheidet sich durch Fülle und Reichtum des Ausdrucks, wodurch sie sich über die einfache und niedere Schreibart merklich hebt, wiewohl sie sich immer noch des stärkeren und kühneren Ganges der höheren Gattung enthält. Sie trägt ein gewisses Maß des rednerischen Schmuckes, aber mehr von gefälliger, als glänzender Art, mehr reizende, als große und wundervolle Bilder, und nur die minderkuhnen Figuren der Gedanken und des Ausdrucks.“ Eschenburg kann also kein Merkmal angeben, das nur dieser Klasse eigentümlich wäre, sondern seine Definition erschöpft sich in mühsamen Abgrenzungen nach oben und unten. — Das lehrhafte Moment in der untersten Klasse der Prosa gibt für die historische Schreibart das Fundament ab. Dieser Standpunkt findet sich am eindeutigsten ausgeprägt bei dem Theologen Johann Martin Chladenius: „Wird nun eine Begebenheit durch ein Urteil dem Verstande vorgestellt, und durch einen Satz ausgedrückt, so wird die Geschichte als eine Reihe oder Menge von Begebenheiten, durch viele Urteile dem Verstande vorgestellt, und

durch viele Sätze ausgedrückt werden müssen“ (S. 8). Um diese Lehrhaftigkeit noch zu erhöhen, empfehlen die Lehrbücher, der Historiker solle seine Erzählung mit Betrachtungen im pragmatischen Geschmack durchsetzen. Eschenburgs „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“, die jüngste der hier behandelten theoretischen Schriften, ist schon sehr vorsichtig mit dieser Vorschrift (S. 387, § 35). Es spricht sehr für Lichtenbergs kluge Einsicht, daß er schon viel früher vom Pragmatismus abrückt: „Es muß überall Rücksicht auf die Geschichte des Menschen und Geist der Gesetze genommen werden, nicht prahlhaft, und aus eben dem Grunde nicht einmal in einer Modewendung, und noch viel weniger in einer Pointe . . . ich wollte daher fast raten, wenigstens in den Betrachtungen lieber von Seiten der Kürze zu fehlen“. (S. 151 f.) Um die Prosa des Unterrichts dann doch lesbar zu machen, soll sie durch Lebhaftigkeit, Kürze und Würde, und durch das Malerische der Schreibart verschönt, oder wie Jean Paul spöttisch sagt, „austapeziert“ werden. Das geschieht mit allen Mitteln der Rhetorik, vorzüglich der antiken: „Auch die eingestreuten Reden der Personen können zu dieser Lebhaftigkeit der historischen Gemälde das ihrige beitragen“ (Eschenburg S. 390).

Auch Ramler steht durchaus auf dem Standpunkt des Pragmatismus: „Die weltliche Geschichte ist das Ebenbild der vergangenen Zeiten, den künftigen Zeiten zur Unterweisung aufgestellt“ (274). — „Bei ihnen (sc. Xenophon, Thucydides, Livius, Tacitus) behält die Historie noch einen Teil ihres ursprünglichen Charakters, welcher ist, die Moral und die Politik in der Schale der Begebenheiten einzuhüllen“ (S. 283). Ganz deutlich scheidet er dann drei hauptsächliche Mittel zur Belebung dieses lehrhaften historischen Stils: die eingeschobene Rede, die auch fingiert sein darf (S. 289 f.), Reflexionen („zu diesem Schmuck des historischen Stils kommt noch ein andrer hinzu, der aus den Gedanken entsteht“ S. 292 f.) und drittens „Lebhafte Bilder machen eine noch größere Figur in der Historie, als die Gedanken . . . man malt die Geschichte“ (S. 293).

Ganz parallel entwickelt Adeling: „Bei jeder Geschichte liegt eine gewisse Absicht des Verfassers zugrunde, oder sollte wenigstens zu Grunde liegen“ (Bd. 2, II S. 67). Die historische Schreibart gehört zum „mittleren Stil“, und durch die Einreihung

in diese unbestimmte Zwischengattung erhebt sich auch für Adelung die Frage: „Darf der historische Stil lebhaft sein?“ (S. 68.) Er antwortet: „Von den rhetorischen Figuren sollen nur die schwächsten verwendet werden, man soll sie nur sehr sparsam und an den schicklichsten und unschädlichsten (!) Orten“ anwenden. Dann aber fährt Adelung fort: „Eine andere der historischen Schreibart vorzüglich eigene Figur sind die Maximen oder Reflexionen“ (Bd. 2, S. 73); und weiter: „Ich kann diese allgemeine Betrachtung des historischen Stils nicht schließen, ohne noch zweier Hülfsmittel der Lebhaftigkeit zu gedenken, welche sich die Geschichtsschreiber der Alten erlaubten, ich meine die Reden, welche sie ihren Helden in den Mund legen, und die m a l e r i s c h e n B e s c h r e i b u n g e n. Es ist nach dem, was bisher gesagt worden ist, wohl nicht nötig, zu zeigen, wie sehr beide wider die Würde und Wahrheit der Geschichte sind“ (S. 75 f.).

Man könnte noch eine Reihe weiterer Zeugen für die Theorien über den historischen Stil zu Worte kommen lassen. Sie alle sagen zwar nicht genau dasselbe aus, im Gegenteil, ihre Anweisungen laufen oft einander zuwider. Aber sie haben alle dieselbe Betrachtungsweise, dieselbe Problemstellung. Eine Zusammenfassung sei versucht: Die erste Bedingung der historischen Darstellung ist Wahrheit und Objektivität. Die historische Schreibart wendet sich also an den Verstand. Aber fast alle Theoretiker empfinden, daß ein gutes Geschichtswerk nicht nur belehren darf, eine gewisse künstlerische Betätigung wollen sie auch dem Historiker zugestehen. Deshalb ordnen sie seinen Stil in die mittlere Schreibart. Da man einen eigentümlichen Wert und eine selbständige Schönheit der Prosa nicht kennt, redet man immer von einem „Schmuck“ der Prosa, mit dem sie nach Belieben und dem jeweiligen Zweck entsprechend verziert werden kann. Der mittleren Schreibart und damit der Geschichtsschreibung gebührt also ein mäßiger Schmuck der Rede. Worin nun dieser Schmuck bestehen soll, darüber sind die Ansichten geteilt. Naivität, Simplizität und Natürlichkeit wollen die Einen vor allem gewahrt wissen. Andere wollen Reflexionen, fingierte Reden und malerische Beschreibungen gelten lassen. Aber alles gar zu Verwegene, Rhetorische muß vermieden werden. Dafür spricht Adelungs Polemik gegen Tacitus (S. 63, 74), und das spricht Ramler sehr klar aus: „Man sieht

wohl, daß keine oratorische Figur darin (sc. im historischen Stil) stattfindet, weil diese Figuren gemacht sind, Leidenschaften auszudrücken; Leidenschaften aber hat ein Historienschreiber nicht“ (Bd. 4, S. 294). — Die Simplizität, die von dem historischen Stil gefordert wurde, war plattester Rationalismus. Da aber mit diesem Schema einige der größten antiken Pragmatiker nicht anerkannt werden konnten, half man sich mit der „Beobachtung der goldenen Mittelstraße“ (Adelung S. 70). Es ist festzuhalten daß die einzige Verschönerung, die man sich überhaupt für den historischen Stil denken konnte, ein Mehr oder Minder an *Rhetorik* war.

Einen Punkt muß ich allerdings dabei ausnehmen, der mir in den Stilistiken glücklicher und moderner behandelt zu sein scheint: der oratorische Numerus. Gerade in dieser schwierigen und mit rationalen Regeln so schwer zu erfassenden Sache laufen die einzelnen Angaben und Vorschriften naturgemäß stark auseinander. Aber die Behandlung des Problems ist doch überall die gleiche. Die Anregung zu Betrachtungen über den Numerus empfangen die Theoretiker von den römischen Lehrern der Beredsamkeit, von denen sie auch den Namen für den Begriff entlehnen. Es wird in Wohlklang des einzelnen Wortes und der Wortverbindung (Euphonie) und in den glücklichen Aufbau der Sätze und Satzverbindungen geschieden. In letzterem drückt sich der eigentliche oratorische Numerus aus. *Eberhard* sagt dazu: „Da die Länge der Silben in Sonderheit am Ende der Perioden gemerkt wird, und also da in Sonderheit ausdrückend werden kann, so hat man immer die Schlußfälle der Perioden für die angenehmsten gehalten, welche mit männlichen Füßen endigen, weil sie das Ende und den Ruhepunkt durch das Sinken der Stimme am besten anzeigen“ (S. 138). *Jean Paul* ist in seinen Beobachtungen über den Wohlklang der Prosa (§ 86) eigentlich nicht wesentlich über die älteren Schriften hinausgekommen. Indem diese einerseits die Bedeutung des Schlusses für den Wohlklang unterstreichen, andererseits dem Numerus überhaupt fast den größten Einfluß auf die Schönheit der Rede zugestehen, überwinden sie den sonst überall vertretenen Standpunkt, daß der „Schmuck“ das Wesentliche einer schönen Prosa ausmacht. Nur hat keine von all den vielen Prosatheorien diesen Schluß gezogen und aus der Bedeutung des Numerus die relative Gleichgültigkeit der Metaphern und rhetorischen Figuren gefolgert. Das

erscheint umsomehr erstaunlich, als schon Adelung seine Bemerkungen zum Numerus mit der Empfehlung des „Flusses der Rede“ beschließt (Bd. I, S. 273). Er sagt, das sei „eine der schönsten Eigenschaft der guten Schreibart deren Anwesenheit jedermann empfindet und bewundert, welche aber so wenig Schriftsteller zu erreichen wissen“. (Auch Sulzer handelt recht gut im Artikel „Tonart“ über den Wohlklang der Rede; Eschenburg S. 332 f., gibt nur einen matten Auszug aus Adelung.)

Alle hier behandelten Termini der Prosatheorie des achtzehnten Jahrhunderts werden uns bei Johannes von Müller wiederbegegnen. Dadurch, daß hier vorweg und von Müller unabhängig ihre Bedeutung festgestellt wurde, ist ein Rüstzeug gewonnen, mit dem wir an die Betrachtung der Praxis der Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herangehen können.

II. Die Einflüsse der französischen Historiker auf die Deutschen.

Im Folgenden sollen nur wenige Historiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts betrachtet werden. In ihren Werken, und besonders in der Art ihrer historischen Darstellung lassen sich die wesentlichen Tendenzen der Geschichtsschreibung erkennen. Aeltere Vertreter der historischen Wissenschaft in Deutschland heranzuziehen (etwa Büna u 1697—1762 und Mascov 1689—1761) halte ich für unfruchtbar. Diese älteren Gelehrten waren Annalisten und nichts weiter. Sie unterschieden sich zu ihrem Vorteil von der noch früheren humanistischen Schule durch die weit gründlichere Art ihrer Studien und den Fleiß im Sammeln des Materials. Ihre Bestrebungen erschöpften sich aber in einer übersichtlichen chronologischen Wiedergabe des Stoffes, ohne wesentliche Sach- oder Quellenkritik, ohne Verknüpfung durch eine höhere Idee und ohne den Begriff einer schönen, ästhetisch wertvollen Darstellung. Johannes Müller hat mit ihnen nichts mehr gemein. Inzwischen hatte die große geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts in Frankreich drei Männer hervorgebracht, die mit ihren historischen oder geschichtsphilosophischen Werken nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch in England und Deutschland eine Veränderung allei

Begriffe von historischer Wissenschaft und von historischer Darstellung hervorriefen: Voltaire, Montesquieu und Rousseau.

Voltaire.

Für Voltaire sind die Tatsachen nicht mehr entscheidend wichtig. Bezeichned schon, daß er sein „Siècle de Louis XIV“ nicht chronologisch, sondern nach inneren Zusammenhängen ordnet. Er sucht nach dem Typischen, dem Allgemeinmenschlichen, das sich in der Geschichte spiegelt. Für Autorität und Würde alter Ueberlieferung hat er keinen Sinn. Wie Macchiavelli ist ihm nur das wichtig, was belehrt und über den Lauf der Geschichte in ihrer ewigen Wiederkehr unterrichtet: Voltaire ist Pragmatiker. Zu solcher Geschichtsbetrachtung gehörte als erstes scharfe Kritik der Quellen. Wollte er im Vergangenen das Bleibende erkennen, so mußte er nicht nur die Begebenheiten analysieren, sondern sich zunächst versichern, daß die Angaben seiner Gewährsmänner richtig waren. Alle ideale, antiquarische Auffassung der Geschichte ist ihm fremd; er freut sich zu beweisen, daß Dinge aus kleinen, ja lächerlichen Ursachen entsprungen sind, für die man früher die gewaltigsten Theorien baute oder gar ein göttliches Wunder annahm.

Nun ist aber pragmatische Geschichtsschreibung nur vom Standpunkt einer rationalen Epoche möglich, sie ist also auch die Historiographie des historischen Begriffes „Aufklärung“ schlechthin. Nur wer an die Lehr- und Erlernbarkeit aller Dinge glaubt, wem Geschichte nichts als die bunte Fülle der Erscheinungsformen weniger ewiger Gesetze ist, wer also diese Gesetze eigentlich und nicht das äußere Geschehen meint, nur der wird pragmatische Geschichte schreiben. Voltaire hat bisweilen Anekdoten und Charakterbilder erfunden und seinen Geschichtswerken — als Fälschungen! — einverleibt. Nichts beleuchtet schärfer seine Einstellung: Nicht auf äußere Wirklichkeit, sondern auf die Wahrheit des einmal erkannten Gesetzes, auf die „große Linie“ kommt es ihm an. Voltaires Denken ist wesentlich deduktiv. Tatsachen sind für ihn nur insofern wichtig, als sie Illustration diser Gesetze sind. Wo sie fehlen, können sie nach innerer Wahrheit erfunden (d. i. in Voltaires Sinn: ergänzt) werden. Voltaire will auch bei der speziellen Behandlung einer Epoche „Geist der Geschichte“ schreiben, wie Montesquieu einen „Geist der Gesetze“ schrieb. Mit ihm „hält die Philosophie ihren Einzug in die Geschichte“,

Seine Darstellung ist lebhaft und beweglich, geistreich, dabei oft mit einem ironischen Beigeschmack: Der Aufklärer fühlte sich allen früheren Methoden der Geschichtsbetrachtung so überlegen, ging mit seinem Stoff so souverain um, daß sich das leise Lächeln überlegener Kraft auch in seiner Darstellung ausdrückt.

Montesquieu.

Montesquieus Einfluß auf die deutschen Historiker und auf Johannes Müller im besonderen, ist längst nicht so bestimmt. Hier wirkt nicht ein Historiker auf den anderen, es ist vielmehr die allgemeine Bedeutung der philosophisch-politischen Gedanken Montesquieus für sein Jahrhundert, die auch in der Historiographie ihre Spuren hinterließ. Er prägt den Satz in voller Schärfe, daß die menschliche Vernunft, ja die menschliche Natur im Grunde immer die gleiche sei. Sein „esprit des lois“ beruht auf dieser Voraussetzung. Das Werk sucht dann die Unterschiede zu begründen, die dennoch in der Gesetzgebung für an sich gleichgeartete Menschen nötig sind: sie sind durch die Volkseigenart und das Klima bedingt. Jeder Mensch ist ein (wie wir sagen würden:) durch das Milieu bedingter Spezialfall d e s Menschen schlechthin, und jedes Gesetz nur eine Anwendung d e s immer und überall gültigen Naturgesetzes, oder, in der etwas wässrigen Formulierung des Franzosen: (III 99) „La loi, en général, est la raison humaine, en tant qu'elle gouverne tous les peuples de la terre; et les lois politiques et civiles de chaque nation ne doivent être que les cas particuliers ou s'applique cette raison humaine“, und daraus folgt die Definition des Titels (III 100): „l'esprit des lois . . . consiste dans les divers rapports que les lois peuvent avoir avec diverses choses“. Montesquieus Verdienst ist im Wesentlichen ein Doppeltes: er verschafft der Ueberzeugung von der Gleichheit aller Menschen Eingang, und ebnet damit den Weg zu philosophischer und psychologischer Betrachtung und Erklärung der Geschichte. Erst dieser Standpunkt macht pragmatische Geschichte möglich: die Anlässe zu historischen Ereignissen sind verschieden, aber ihr Grund liegt in der Natur der Menschen, die sich stets gleich bleiben. Weil „alles schon dagewesen“ ist, kann man aus der Geschichte ein Lehrbuch machen, dient sie sogar zur Unterweisung in der praktischen Politik. Montesquieu erobert also nach Jahrhunderten einer Geschichtsforschung, die nur Chroniken und

Kompendien schrieb, den hohen Standpunkt der antiken Pragmatiker zurück, die *exempla recti aut solacia mali* (Tac. hist. III 31) geben wollten. Zweitens aber weist er zuerst auf die durch Klima und Bodenbeschaffenheit bedingten Unterschiede der Menschen hin, eine überaus fruchtbare Anregung, die vor allem Winckelmann für seine Geschichte der griechischen Kunst aufgriff.

Dagegen fehlt es Montesquieu vollkommen an eigentlich historischer Kritik. Voltaires scharfer Verstand, der sich auch mit Einzelheiten abgibt und sie beleuchtet, ist bei ihm nicht zu finden. Dessen vielfach doch auch destruktivem Denken setzt Montesquieu seine aufbauende Geschichtsphilosophie entgegen. In seinen „*considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence*“ (1734) wendet er seine Prinzipien auf die römische Geschichte an. Die psychologische Betrachtung herrscht durchaus: „Da die Menschen zu allen Zeiten dieselben Leidenschaften gehabt haben, so sind zwar die Anlässe großer Veränderungen verschieden, die Ursachen aber immer die gleichen“ (cf. Dilthey, S. 267). Montesquieu verwendet sogar ein eignes Kapitel (3) auf den Nachweis, daß die Römer nicht andere Menschen waren als die modernen: bei Betrachtung der Machtverhältnisse der neuzeitlichen Staaten erscheint es ganz unmöglich, daß ein kleiner Stadtstaat wie Rom sich zur weltbeherrschenden Macht aufschwingen könnte. „*Ceci demande qui on y réfléchisse: sans quoi, nous verrions des événements sans les comprendre; et, ne sentant pas bien la différence des situations, nous croirions, en lisant l'histoire ancienne, voir d'autres hommes que nous*“ (II 133). Andere Menschen — eine unmögliche Vorstellung für Montesquieu. Er findet eine ganz andere Begründung: „*ce fut le partage égal des terres qui rendit Rome capable de sortir d'abord de son abaissement*“.

In einigem hat auch Montesquieus Stil nach Deutschland hinübergewirkt. Am wenigsten in jenem sachlich-nüchternen Auseinandernehmen und Zergliedern großer Gedanken in immer kleinere und speziellere, das den „*esprit des lois*“ kennzeichnet. Dagegen werden die weiten historischen Parallelen, die der Ueberzeugung von der inneren Wesensgleichheit aller Menschen entspringen, geradezu zum Merkmal und Charakteristikum aller aufklärerischen Geschichtsdarstellung. Ueber sie wird bei Schlözer und Johannes von Müller eingehend zu handeln sein. Hier nur ein Beispiel aus Montesquieu: „*comme Henrj VII, roi d'Angleterre, augmenta le*

pouvoir des communes pour avilir les grands, Servius Tullius, avant lui, avait étendu les privilèges du peuple pour abaisser le sénat“ (II 118 f.). — Das andere große Stilmittel, dem Montesquieu ein eigenes Gepräge gibt, ist die Antithese. Er macht sie zum Mittel der wissenschaftlichen Untersuchung (cf. R. M. Meyer, S. 134), indem er durch scharfe Gegenüberstellungen die Begriffe zu klären und zu scheiden sucht. Der kleine, nur zwei Seiten große Vergleich „Tibère et Louis XI“ (ein Thema, das nur von einem Aufklärer so gefasst werden und nur ihm fruchtbar scheinen konnte) besteht fast ausschließlich aus solchen Antithesen. Aber auch die ungeheure Gefahr dieser Ausdrucks- (und auch, dahinter verborgen:) Denkweise tritt dabei deutlich hervor; sie führt zu willkürlicher Systematisierung, Verallgemeinerung und Uebertreibung, alles Fehler, die auch noch bei Johannes Müller zu beobachten sind. — Nicht nur die Antithese, sondern überhaupt die Stilmittel der antiken Rhetoren sucht Montesquieu zu beleben. Aber sie werden in den Händen des Franzosen aus Mitteln einer feurigen, gehobenen Diktion zu frostigen Produkten der logischen Erörterung. Anapher (z. B. „esprit des lois“ III 103) und rhetorische Wiederholungen (ebda. 84, 93, 98) dienen nur der nachdrücklichen Betonung des Gesagten, sind Ausdruck des französischen esprit ebensogut als jene paradoxen Wendungen und Pointen, die auch Voltaire so liebt: „je ne trouvais la vérité que pour la perdre“ (ebda. 85) — „chaque diversité est uniformité, chaque changement est constance“ (ebda. 91). Johannes Müller hat diese Dinge zunächst von den Franzosen übernommen, teils aus eigener Lektüre und teils in Schlözers Schule. Seine Beschäftigung mit den klassischen Historikern erst brachte ihm neue stilistische Anregungen und Ideale.

Rousseau.

Die Aufklärer, voran Voltaire, betrachteten ihr Jahrhundert als den endlichen Durchbruch der Vernunft, als den Sieg selbstbewußter Menschlichkeit über den Aberglauben und die gedrückte und unfreie Geisteshaltung des Mittelalters. In dieser positiven Einstellung zu ihrer Zeit erschien ihnen der Fortschritt gegen frühere Epochen kolossal, und so beherrscht der Gedanke des „Fortschritts“ recht eigentlich ihre Anschauung der Geschichte. Immer weiter mußte es gehen, zu höherer Kultur,

reinerer Menschlichkeit und freier Herrschaft der Vernunft. An ein Ziel und Ende wollte man nicht denken, nicht in Bezug auf die Erkenntnis (Lessings berühmtes Wort!) und nicht für die Geschichte. Noch waren alle Kräfte in freudigstem Flusse! Was zurücklag, konnte von diesen Eiferern des Fortschritts wenig Verständnis erhoffen: es erschien grau, unaufgeklärt, barbarisch.

Da kam ein radikal anders Eingestellter: Rousseau. Auch er sieht die Geschichte der Menschheit als gradlinige Bewegung, nun aber in umgekehrter Richtung. Im Anfang, im Zustand der reinen Natur, lag alles Gute, das „Goldene Zeitalter“ der Menschheit; alle Kultur jedoch, die Bildung von Staat und Gesellschaft, der Unterschied der Stände, von Arm und Reich, auch Kunst und Wissenschaften, bringen nur Verderben und machen die Menschen so viel elender als das Tier. Das Rad dieser gefährlichen Entwicklung einhalten — das wäre zu wenig; zurück zur Natur muß es gehen! In dieser retrospektiven Betrachtung fällt ein helles Licht der Bewunderung auf die früheren Zeiten, die umso mehr an Glanz gewinnen, je mehr wir in der Geschichte zurückschreiten. Von Rousseau wird der Weg geebnet, der bezeichnet wird von den frühen Dokumenten neu erwachter Begeisterung für deutsche Vergangenheit, den „Blättern für deutsche Art und Kunst“, und der in der Mittelalterbegeisterung der Romantik endet. — Auch von einem sozial anderen Standpunkt als die Aufklärer schreibt Rousseau. Sie sind Bürgerliche, fühlen sich wohl unter der Herrschaft des aufgeklärten Absolutisten und verherrlichen diesen Zustand. Rousseau aber schreibt für den kleinen Mann, der das Opfer dieses Bundes von Bourgeoisie und Regierung ist. Das Mitleid und der Zorn geben seinen Schriften erst Schwung und jene unerhörte Beredsamkeit. Von Staats wegen soll der Wandel vollzogen werden, so will es Rousseau. Die Erziehung des künftigen Geschlechts zu einer neuen Natürlichkeit soll der große Hebel dazu sein. Nicht weniger einseitig als sein aufgeklärtes Jahrhundert ist Rousseau, das Pendel schlägt nach der anderen Seite: beim einfachen, unkultivierten Volk, in dunklen Tagen der Vergangenheit soll nun alles Glück der Menschheit liegen. Aber gerade die Einseitigkeit bringt die Stoßkraft der Idee; sie wirkt über Frankreich hinaus in der deutschen Geschichtsschreibung wie in der Dichtung. Johannes von Müller und Schiller sind die Exponenten in der Historie. Jetzt werden die

Themen zeitgemäß vom Abfall der Niederlande und vom Freiheitskampf der alten Schweizer, und das Freiheitsideal, verbunden mit einer unklaren Vorstellung natürlich-patriarchalischer Zeiten lokalisiert sich geradezu auf die Schweiz, verdichtet sich zur „Schweizerbegeisterung“¹ der Deutschen.

Aber auch im engeren und methodischen Verstand schafft Rousseau erst die Grundlage zur Geschichtsschreibung Schillers und Müllers. Beide stehen ihrer Natur nach der kühlen Nüchternheit des Aufklärers fern, der als Historiker ein Lehrbuch für den Staatsmann schreiben will. Ein neues Pathos kommt in die Geschichte, Begeisterung und Mitleid sollen erregt werden. Rousseau gibt den entscheidenden Hinweis: wir hätten auch in der Moderne noch Historiographen vom Ausmaße der Antike, wenn es nur noch Taten von klassischer Größe gäbe. Denn es ist nicht wahr, daß die Menschen sich immer gleich geblieben sind.² In einem Satz wird hier das Dogma von der Gleichheit aller Menschen abgetan, allerdings wieder von einer Theorie aus: wegen der Dekadenz der Menschheit. Die Anregungen werden von den Deutschen in doppeltem Sinne aufgenommen; sie suchen sich einen Gegenstand, der alte Einfalt und Würde in sich hat (Müller: „das alte, wenig bedürftige, mit Arbeit erfüllte, militärische Leben“), und sie schulen die Methode der Darstellung an den Klassikern. Mit einer Konsequenz, die nicht immer Rousseaus Sache ist, lehnt er die Systemwut der modernen Historiker ab, verwirft er ihre Reflexionen. Er erkennt, wie später Nietzsche, daß nur lebendig vorgestellte Taten, nicht Reden über sie, moralische Wirkung haben können. Was Müllers Stil von Rousseau gewonnen hat, ist daher ein Doppeltes: sicherlich viel von der deklamatorischen Beredsamkeit des Franzosen, vor allem aber, und darauf kommt es an, den Schwung der Begeisterung, das Pathos für Freiheit und altväterisch einfache Sitten.

1. dies die glückliche Wortschöpfung Ziehens in seinem gleichnamigen Buch.

2. vgl. Fester, Seite 10 f.

III. Die Deutschen Historiker.

Schlözer.

In Deutschland ist August Ludwig Schlözer (1735—1809), seit 1769 Geschichtsprofessor in Göttingen, in vielem ein getreuer Schüler Voltaires, nur erscheint bei ihm die Betrachtung und erst recht die Darstellung der Geschichte unendlich vergrößert gegenüber dem Franzosen. Er wollte es freilich nicht gelten lassen, daß er von Voltaire in der Methode viel gelernt hatte, denn das hätte ihn um seinen Ruf als ernsthaften Historiker gebracht. Man dachte in Göttingen nicht eben hoch von Voltaires wissenschaftlichem Ernst, und Haller hatte in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ ein umfängliches Fehlerverzeichnis zu Voltaires „Siècle de Louis XIV.“ veröffentlicht.¹ Aber auch Schlözer ist Pragmatiker, er stellt Menschen und Begebenheiten aller Zeiten und Völker neben einander und sucht darin, unbekümmert um alle genetischen Zusammenhänge, ein Gemeinsames. Auch er ist absoluter Rationalist, universal eingestellt, sein höchstes Ziel ist Zusammenfassung alles historischen Wissens in einer Welthistorie. Die Geschichtsschreibung der Aufklärung bezeichnet ein Zwischenstadium zwischen der annalistischen Betrachtungsweise der älteren gelehrten Schule und der genetischen Darstellung, die, von Niebuhr und Ranke begründet, stets nach dem ursächlichen Zusammenhang fragt und das historische Geschehen aus seinem Werden erklärt. Nicht mehr der bloß chronologische, noch nicht der ursächliche Zusammenhang wird erkannt, sondern nach Ideen, die von außen her an die Geschichte herangebracht werden, ordnet man die Historie. Diesen Standpunkt bezeichnet Schlözer: „Einzelne Facta oder Begebenheiten sind in der Geschichtswissenschaft, was die kleinen farbigen Steinchen in der mosaïschen Malerei. Der Künstler durch geschickte Austeilung vermischt und ordnet sie, schließt sie genau an einander, und bringt dadurch dem Auge ein fertiges Gemälde auf einer schnurgleichen und ununterbrochenen Fläche entgegen. Die Kritik gräbt diese Facta aus Annalen und Denkmälern einzeln aus, . . . : die Zusammenstellung ist das Werk des Geschichts-

1. vgl. Korff, Voltaire I 357.

schreibers. Wenn Einheit in dem ganzen Plane der Zusammenstellung herrscht, so gewinnt die Universalhistorie ein wissenschaftliches Ansehen, so wird sie zur Würde der Epöpee erhoben“. (Vorstellung seiner Universalhistorie, S. 44 f.) Ranke würde sich schwerlich dazu verstanden haben, der Historie ein „wissenschaftliches Ansehen“ zuzugestehen, die die einzelnen Facta „vermischt“, um sie dann (nach rationalen Gesichtspunkten) wieder zu ordnen. — Voltaire war ein blendender Schriftsteller und konnte mit seiner Schreibart über manchen Fehler der Methode hinwegtäuschen; Schlözer war alles andere als das. Sein Stil ist grob und ungeschliffen, aber schlimmer als dies: er konnte oder wollte überhaupt keine eigentliche Darstellung geben. Seine große „Allgemeine Nordische Geschichte“ ist in ihren Teilen unzusammenhängend und durchaus im Tone der Untersuchung und Forschung, nicht erzählend gehalten. Bei dem Mangel brauchbarer Vorarbeiten und der unsicheren Kenntnis der nordischen Verhältnisse war es für ihn allerdings schwieriger, eine geschlossene und gerundete Komposition zustande zu bringen, als etwa später für Johannes Müller. Aber die Fülle des Materials, das er vorlegt, hätte doch weit flüssiger dargestellt werden können. Schlözers Stärke liegt in der Forschung und vor allem in der etymologischen Auswertung von Namen und Sprachen. In seinen für damalige Verhältnisse außerordentlichen Kenntnissen der östlichen und nordischen Sprachen konnte ihn so leicht keiner übertreffen.

Vor allem stört in Schlözers Stil die unhistorische Art, Bezeichnungen bestimmter Zeiten und Völker auf ganz andere Verhältnisse anzuwenden. Er hüllt den Leser nicht in den Dunstkreis der Epoche, seine rationalistische Zergliederung vermittelt keine Anschauung; hat man sein Buch gelesen, so weiß man einiges von dem Gegenstand, aber man gewinnt kein Bild und keine Vorstellung von der Vergangenheit. — Merkt man überhaupt noch, daß Schlözer von einem Römer spricht, wenn er von Caesar sagt: „S. Majestät waren zugleich ein gelehrter Sprachforscher, sie schrieben zwei Bücher.“ („Allgem. Nord. Gesch.“, S. 339 f. Anm. M.) — Dschinkis-Chan nennt er S. 400 „Dieser Conquerant“ mit einem häßlichen, unpassenden Fremdwort. — Die Steuereinnahmer im hohen Norden Norwegens „führten sich wie kleine Souverains auf“ (S. 445). — In der Universalhistorie liest man S. 176: „Mit der Zeit entstanden

unter ihnen Groß-Wesire, genannt Major-Domus“. Schlözer fährt fort: „Einer dieser Staatsbedienten (!) machte A. 680 diese Würde in seinem Hause erblich; und dessen Enkel Pipin setzte sich A. 750 gar die Krone auf“. Was soll dieses ganz unhistorische Staunen! Ziemlich den Höhepunkt des seichten Rationalismus und zugleich eine erschreckende Menge unpassender Ausdrücke findet man in der Charakteristik Mohameds. (Univ. Hist. S. 199 f.): „Mohamed, ein edler Araber, aus dem Stamme Koreisch, ward A. 622 zufälliger Weise der Stifter dieses Reichs: kein großer Geist, aber auch kein Dummkopf; anfänglich kein Betrüger, sondern ein gutmeinender sanguinisch-melancholischer Schwärmer; ein Projetteur, wie alle Projetteurs, nur glücklicher als alle, deren Namen die Geschichte kennt; vielleicht der einzige Projetteur, dessen unbescheidene Erwartungen das Glück nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen hat. Als Kind war es bereits von Zuckungen oder Würmern geplagt: als Jüngling speculierte er, aus Antrieb seines Temperaments, ohne Einsicht und Gelehrsamkeit, über die Religion: als Mann von vierzig Jahren schloß er sein Handels-Comtoir zu, hing einsam, in Ermangelung regelmäßiger Geschäfte, seinen Grillen nach, und hatte Träume und Gesichte, an die zuerst sein altes Weib Chadidscha, sein Sklave Said, und sein zehnjähriger Vetter Ali glaubten. Nun ward der Kaufmann ein Prophet . . .“ — zufälligerweise! Dummkopf! Projetteur! Handelscomptoir! Grillen! — Und am Schluß des Absatzes die selbstzufriedene Bemerkung: „So lassen sich alle Widersprüche in dem sonst unerklärlichen Charakter Mohameds erklären“. Nein so gewiss nicht!

Auf S. 210 f. der Nord. Gesch. sagt Schlözer: „Die Unwissenheit, der Stolz, und eine ungerechte Verachtung, haben den weit-schweifigen und unbestimmten Namen, Nordische Geschichte geboren“, weil nämlich große und bedeutende Völker und weltbewegende Ereignisse mit diesem Namen abgetan werden. Man sollte also glauben, Schlözer selbst werde die nordischen Begebenheiten höher würdigen und dies in seiner Sprache zum Ausdruck bringen. Aber was steht auf S. 445: „Mit den Quänen und Perniern hatten die Norweger stets Händel, aber die Finn-märker ließen sie in Ruhe, sonderlich nach Haralds Zeiten“. — Ueberhaupt schlägt Schlözer oft einen saloppen, manchmal geradezu ungehörigen Ton an: Er spricht vom „historischen alten Weib“

(259), er sagt S. 225: „Stoppler nenne ich ein unseliges Geschlecht von Annalisten aus dem Mittelalter . . .“ (Anm. C) — „Alexanders Feld- und Räuberzüge“ (S. 391) — Voltaires Ironie verwandelt sich bei Schlözer in derben unangebrachten Spott: „Die Mönche der Franken schleichen sich, und ihre Heere stürmen in neue . . . Länder; jene lehren, predigen, unterrichten; diese drohen, würgen, siegen, und lassen ihre Ueberwundene menschenfreundlich zwischen Tod und Evangelio wählen“ (S. 257). — In der Univ. Hist. S. 172 von den Byzantinern: „Ueber tausend Jahre arbeitete dieses elende Pfaffenreich an seinem Untergange. Gleich anfangs hatte es keine Erbprinzen mehr; nun stiegen Schweinehirten und Kaisermörder auf den Thron, und fielen ebenso leicht wieder herab . . .“ — *A d e l u n g* prägt dem Historiker ein („Ueber den Deutschen Styl“ Teil 2 S. 72) er möge vor allem auf seine Uebergänge achten. Schlözer aber endigt und beginnt seine Paragraphen mit kleinen Sätzen, die nur für den unaufmerksamen Leser nötig, der stilistischen Schönheit aber sehr schädlich sind: „Wir kommen auf die Kalmücken“ (S. 401). „Nun hätten wir die alten Wohnplätze der Ujreten ausfindig gemacht“ (S. 404). — „Und soviel von den alten Wohnplätzen der Kirgisen“ (S. 412). — An Herders Wort von der gelehrten „Blindschleichenberedsamkeit“ wird man erinnert, wenn man seine Possessiva liest: „Wirklich sind sie auch der Mogolen ihre Nachbarn“ (S. 401). — „Jener ihre Macht“ (S. 257). „Die Franken, dieser ihre Zerteilung“ (Univ. Hist. S. 173). — Auch der Kanzleistil steht dem historischen Werk schlecht an: „In oft bemeldeter Olaf Trygguesons Sage“ (Nord. Gesch. S. 450) — „oft genannter Kara-Muran“.

Kein Wunder, daß dieser rationalistische Pragmatiker mit der jüngeren Generation des „Sturm und Drang“ zusammengestoßen ist. *H e r d e r* hat in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ Stück 60 im Jahre 1772 Schlözers „Vorst. seiner Univ. Hist.“ ziemlich scharf rezensiert. Er wandte sich sowohl gegen seine Methode, Universalhistorie zu betreiben, als auch gegen seine Schreibart. *L e s s i n g s* Gegenüberstellung des Gelehrten, der nichts als studieren will, und des schönen Geistes, der nur auf die Darstellung achtet, schien zur Wirklichkeit geworden. So wenigstens faßte es Schlözer auf, der Herders Einwände garnicht verstand und in seiner Erwiderung glaubte, „ein Muster von Recensions-Unfuge, voll in die Augen

fallender Unwissenheit, Ungerechtigkeit und Mutwillen“ abstrafen zu müssen. Schlözer hat Herder vollkommen mißverstanden, konnte ihn nur mißverstehen. Herder schlägt vor: „Oder wäre es nicht weit mnemonischer, aus der Geschichte mehr Bild, ganzes Continuum, machen zu können?“ Schlözer verteidigt nur seine Periodisierung der Geschichte (gegen die sich Herder auch wandte), merkt aber nicht, daß ein „Bild“ der Geschichte durch eine Anhäufung sachlicher Angaben, mit oder ohne Periodisierung, nicht vor Augen gestellt werden kann. — Vor allem wendet sich Herder gegen die synchronistischen Tabellen¹ Schlözers und gegen dessen rohe, oberflächliche Parallelen aus den verschiedensten Jahrhunderten. Er sagt: „Zweitens dünken uns bei der synchronistischen Tabelle die zusammengefügt Namen oft wieder zu sehr einem Spielwerk, hie und da einem Gepränge des Unbekannten und Possierlichen, als der starken Kette des natürlichen Wahren nahe-zukommen, die allein dem Gedächtnis hilft.“ Wieder redet Schlözer in seiner Erwiderung an dem eigentlichen Einwand Herders vorbei. Er klammert sich an dessen Wort von dem „Gepränge des Unbekannten“ und antwortet: „die Regel, wonach ich meine Tabelle machte, war nicht: in der Tabelle müssen keine Namen stehen, die dem Hrn. CR. Herder unbekannt sind“; dann weiter: „Hätten zwei große Eroberer, namens Kunz und Dunz in einem Säculo gelebt: ich hätte nicht umhin gekonnt, sie neben einander zu setzen“. Herder konnte es nicht einfallen, gegen das Nebeneinanderstellen gleichzeitig lebender historischer Persönlichkeiten Einwendungen zu machen. Aber er wendet sich gegen die Folgerungen, die Schlözer aus seinen Tabellen zieht, indem er Beziehungen zwischen entlegenen Völkern konstruiert zu einer Zeit, da die Nationen noch ihr Eigenleben führten, und im allgemeinen nur mit ihren Nachbarn zusammenkamen. Weiter wendet er sich gegen die stilistische Folge dieses „Vermischens“ und „Neu-Ordners“ der historischen Facta: gegen die übertragenen Bezeichnungen, von denen oben

1. Das synchronistische Verfahren, das natürlich über die bloß tabellenmäßige Zusammenstellung gleichzeitiger Ereignisse hinaus tiefere Zwecke hat, nämlich den „Fortschritt“ der Menschheit an einem gleichaltrigen Geschlecht zu studieren durch Vergleichung der mehr und weniger zivilisierten Völker, wurde zuerst von Turgot in der Sorbonne vorgetragen und empfohlen. (cf. Dilthey, S. 235 ff.).

Beispiele gegeben wurden, und gegen die kühnen, meist unberechtigten historischen Parallelen. Davon noch ein Beispiel (Univ. Hist. S. 36): „Rom fällt, wie Bagdad und Kairo, durch fremde Mietsoldaten. Klodowichs Reich ermattet, wie die Staaten Mohammeds und Dschinkis-Chans durch Major-Domus, Wessire und Novianen. Timur war gerade das für die Mogolen, was Karl der Große für die Franken war. Die Landeshoheit in Deutschland erwuchs, wie die vielen kleinen Fürstentümer oder Chanschaften in der Bucharei. Der Papst, der Chalife, der Dairo, und der Dalai-Lama, sind bloß verschiedene Arten ein und eben derselben Gattung usw.“. Ein solches Umspringen mit der Historie schien Herder ein „Spielwerk“, aber gerade diesen Ausdruck kann Schlözer nicht verstehen: „In aller Welt, wie kann Hr. H. hier Spielwerk finden? Wie kann überhaupt bei einer . . . chronologischen Tabelle Spielwerk sein? Trockne öde Namen, nichts als Namen stehen in meiner Tabelle in jedem Sæculo wie in einem Register da: wie kann man in einem trocknen Register spielen!“ Aber nach Herder dürfte die Geschichte eben kein „Register“ sein, sondern ein „Continuum“, sie sollte nicht „trocken“ sein, sondern anschaulich, ein „Bild“. Nichts ist bezeichnender für die Kluft zwischen der Denkart des Rationalisten und der Herders, als die Art von Schlözers Verteidigung: er wehrt sich mit den Begriffen, die Herder eigentlich angegriffen hat, und weist Angriffe zurück, die sein Rezensent höchstens im äußerlichen Wortverstand gemacht hat. Herder hatte ein Empfinden und eine Ahnung dafür, daß die Historiker 50 Jahre später Schlözers Konstruktionen mit einer Handbewegung zur Seite schieben würden; er ist ein Anfang, Schlözer ein Ende.

Schließlich wendet sich Herder noch gegen den Stil Schlözers: „Wir Deutsche haben bisher den Vorzug gehabt, daß unsere Lehrbücher bei aller Magerkeit und Dürre, wenigstens Richtigkeit, Bestimmtheit gehabt haben, an der dem Lehrlinge auch gewiss am meisten gelegen ist. — . . . Ist die französische Declamation nach diesem Schnitte eine nützliche Neuigkeit? Gewinnen oder verlieren unsere Lehrstühle, wenn sie statt Vorlesungen Reden, und statt Lehrbüchern zierliche Feuerwerke von Luftschwärmern bekommen?“ Es ist ganz deutlich, daß Herder in den stilistischen Kühnheiten des Historikers Voltaires Einfluß sieht. Gewiß wollte Herder nicht, wie ihn dann Schlözer auch wieder miß-

verstand, verlangen, daß jedes historische Werk im Compendienstil geschrieben würde. Aber nicht aus dem Geist, besser esprit des Verfassers, sondern aus der Erzählung der Tatsachen und dem bildlichen Darstellen der Vergangenheit sollte die Schönheit des historischen Stils erwachsen. Es ist für die weitere Entwicklung der historischen Schreibart und gerade für meine (unten erläuterte) Dreiteilung der Stilideale bei Johannes von Müller sehr bedeutsam, Herders positiven Vorschlag zur Veredelung der historischen Darstellung zu hören: „Und nun wie anders, wenn aus diesen Capiteln Deklamationen, Capitel voll Facta und Geschichte (etwa im Ton Tacitus', der doch auch kein Barbar war) geworden wären — wie anders! aber auch wie schwerer!“ **Tatsachen-historie** soll geschrieben werden, und daneben schon der Hinweis auf Tacitus. —Tatsachenhistorie und der Stil des Tacitus sind aber zwei Begriffe von eminenter Wichtigkeit in der Entwicklung Müllers zum historischen Schriftsteller!

Es muß zunächst in Verwunderung setzen, wenn man neben diese scharfe Kritik des 28jährigen Herder zwei andere hält, die er 1798 in den „Erfurter Nachrichten“ publizierte. Dort zeigte er mit größtem Lob und entschiedener Anerkennung Schlözers „Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“ (1795—97) und seine „kritisch-historischen Nebenstunden“ an. Wie konnten die heftigen Gegensätze der beiden Männer überbrückt werden, wer hat seinen Standpunkt verlassen? Vor allem war Herder reifer und ruhiger geworden, die stürmische Kampflust, die sich mit Freude an jeder Autorität rieb, war verschwunden. Schlözers tiefgründige Kenntnisse und saubere Kleinarbeit nötigten ihm jetzt Bewunderung ab: „Dem Vf. steht ein Ausdruck zu Gebot, der mit Bündigkeit und Kraft Schärfe des Witzes und Urteils so glücklich vereint, daß manche kurze Stellen seiner Vorreden, seiner Anmerkungen und Einschaltungen mehr sagen und weiter hinweisen, als lange schale, sogenannt-philosophische Commentare. Die wahre Philosophie der Geschichte ist nicht die Geschichte a priori ersinnen oder malen, sondern Facta darstellen und ordnen“. (Suphan XX 303).

Aber im Grundsätzlichen hat Herder seine Meinung nicht geändert, hören wir, was er an der „Gesch. d. Deutschen in Sieb.“ lobt: „In einer Zeitenkrise, wie die unsrige ist, . . kommt ja wohl ein Buch recht, das dem Charakter der Deutschen nicht etwa nur

. . . Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern ihre Verdienste aus Tatsachen entwickelt und in Tatsachen darstellt“. Herder unterstreicht die nationale Tendenz von Schlözers Buch, aber er freut sich, daß Schlözer der Deutschen „Verdienst um die praktische Kultur der Menschheit durch Tatsachen erweist“. Dreimal das Wort Tatsache auf einer Seite! Herder wollte die Geschichte des tatsächlichen Ablaufs der Geschehnisse lesen, jede schöne Einzelheit schien ihm des gelehrten Eifers wert. Seine Skepsis gegenüber einer teleologischen Geschichtsauffassung ist geblieben. In der Rezension von 1772 hatte er gesagt: „daß es mit dem Einen in der Geschichte, fürs menschliche Geschlecht betrachtet, immer für uns Menschen eine so problematische Sache sei — wo steht der Eine, große Endpfahl?“ (Suphan V 438). Jetzt sagt er, Schlözers Kleinarbeit lobend: „es hat viel Fleiß, viel Untersuchung gekostet und ist nicht a priori erfunden“. Schlözer ist von philosophischen Spekulationen im Sinne Voltaires zurückgekommen zur nüchternen Forschung. Auch in den Schriften dieses ausgesprochenen Rationalisten spiegelt sich ein wenig die Wandlung, die sich im deutschen Geistesleben zwischen 1770 und dem Ausgang des Jahrhunderts vollzogen hatte. Einen Lieblingsgedanken des Rationalismus hatte er allerdings festgehalten: Der „Fortschritt“ ist der Gesichtspunkt, unter dem er alles betrachtet. Herder zitiert: „Tiere müssen Menschen, ziehende Horden Völker, Völker Menschen-Völker werden“. Aber in dieser (fast naturwissenschaftlichen) Formulierung, und indem Schlözer genaues Material und Tatsachen zu seinen Aufstellungen beibringt, kann ihm Herder zustimmen. Ganz im Einzelnen wird hier auch unsere Methode gerechtfertigt, der Geschichtsauffassung bei Betrachtung des Stiles so breiten Raum zu geben: Herder ist jetzt auch mit Schlözers Stil einverstanden. (Siehe das Zitat auf S. 30). Die rationale Schärfe von Schlözers Denk- und Schreibart ist dieselbe geblieben, aber sie läutert und klärt jetzt das Geschehene, sie wird das „Meistertalent des Verfassers, historische Kritik“.

Spittler.

Auch von Voltaire abhängig, aber mit seltenem schriftstellerischem Talent begabt, war Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler (1752—1810). Drei Zeitschriftenaufsätze über ihn von

den Göttinger Historikern Heeren und Hugo und einem Ungenannten wurden zwei Jahre nach seinem Tode in einem schmalen Heft gesammelt herausgegeben. Da liest man: „Daß Voltaires historische Manier auf Spittler gewirkt hatte, kann aus seinen Unterhaltungen mit seinen Freunden versichert werden“ (S. 63). Auch in seinen Werken hat sich Spittler mit Stolz einen Pragmatiker genannt (Württemb. Gesch. S. 3, S. 81). Die oben von Lessing und Lichtenberg bezeichnete Schwierigkeit, daß es noch keinen gelehrten deutschen Stil, und insbesondere keinen schönen historischen Stil gebe, trat auch an Spittler heran. Er trieb zunächst Dogmengeschichte, ging dann zur Kirchengeschichte und schließlich zur politischen Geschichte über. Bei seinem ersten bedeutenden Werk, dem „Grundriß der Kirchengeschichte“ (1782) beschritt er ganz neue Wege: er schrieb in deutscher Sprache. Vor ihm hatte noch Mosheim seine „Institutiones historiae ecclesiasticae“ lateinisch herausgegeben. Spittlers Versuch war ein Treffer, er hatte den rechten Ton historischer Darstellung gefunden. Als er 1779 nach Göttingen als Ordinarius kam, war es seine neuartige und geistreiche Betrachtungsweise, die ihm den Ruf verschaffte. Aber zunächst hatte er nur wenige Hörer, weil seine Darstellung befangen, stockend und wenig anziehend war. In den drei Jahren bis zum Erscheinen seiner Kirchengeschichte, und erst recht, als er sich entschieden zur Staatengeschichte wandte, hatte sich das völlig verändert. Ein emsiges Bemühen um seinen Stil machte ihn zum historischen Darsteller ersten Ranges, und noch viel mehr, wie seine Freunde und Schüler bezeugen, zum eleganten Redner. Die Eleganz seines Stils ist überhaupt das, was beim Lesen seiner Bücher zuerst auffällt. Seine Erzählung ist flüssig, oft in munterem Plauderton, vornehm satirisch, weltfreudig und den Einzelheiten des Lebens zugewandt. Vieles läßt sich aus dem Charakter Spittlers erklären: er war keine Professorennatur wie Schlözer, der nur für seine Studenten und etwa noch für Fachgenossen schrieb („Schüler und Kinder“ wie Herder nicht gerade liebevoll sagte): Spittler strebte immer danach, vom Katheder weg in die große Welt zu kommen, in bedeutende Staatsstellen, am liebsten in die Diplomatie. Es ist ihm schließlich auch gelungen, 1797 wurde er Herzoglich Württembergischer Geheimrat und 1806 Freiherr und Minister. Das Wesen eines mehr praktisch gerichteten Menschen drückt sich von Anfang

an in seinem Stil aus: er schrieb für die Oeffentlichkeit, für das gebildete Publikum.

Spittler war also vor allen Dingen Geschichtserzähler. Er hatte eine glückliche Art, seine Sprache dem Ton der gesellschaftlichen Konversation zu nähern. Etwa: „Als der verlassene Enkel Kaiser Friedrichs II., der gutherzige Conradin, auf den unglücklichen Einfall geriet, die Reiche seiner Väter in Italien zu erobern . . .“ Mit solchen Epitheta könnte man den dramatischen Ausgang der Hohenstaufen in jeder Gesellschaft erzählen, ohne Besorgnis, man werde langweilen. — Geschickt setzt er ein Detail, um Situationen verständlich zu machen. Die steigende Macht der Württembergischen Grafen bezeichnet eine Einzelheit: „Was für ein Vorzug, mit der Burg Grönningen hatten sie die Reichssturmflagge erhalten. Die Zeiten konnten zwar nicht mehr wohl kommen, daß Heeresbann in das ganze Reich erging, die Schwaben nach uraltem Recht den Vorzug machen, also auch die Schwäbische Provinzflagge vor allen voranliegen, als erste Reichssturmflagge gebraucht werden konnte. Aber es war nun doch selbst als Antiquität Vorzug“. — Die Lotterwirtschaft Eberhards II. wird gezeichnet: „ein lustiger Bruder, ein entlaufener Augustiner Mönch, D. Holzinger, der die Nonnen ebensogut kannte als der Herzog, war sein neuernannter Kanzler . . .“ (S. 87) und dann weiter: „ . . . und sogar den Schlaftrunk und die Morgensuppe seiner Kanzleiräte suchte der Herzog einzuschränken, nicht aus Sparsamkeit, wie die alten Räte wohl zu merken glaubten, sondern um größere Summen für seine eigenen Freuden, für seine Fastnachtspiele und andere lustige Schwänke zu haben“ (S. 88). Die armselige Torheit desselben Herzogs nach seiner Absetzung kennzeichnet Spittler wieder durch eine köstliche Anekdote: „Aber sobald alles vorüber war, noch ehe acht Tage nach Unterschrift des Verzichts verflossen, reute ihn Brief und Siegel, er bezeugte dem Kaiser, er sei unrecht verstanden worden, und versprach, ihm seinen besten Falkner mit einem hochfliegenden Falken zu schenken, wenn er ihm aus der Not helfe. Den Kaiser rührte das große Versprechen nicht“. — Viel interessanter noch ist die Art, wie Spittler Untersuchungen wissenschaftlich schwieriger Fragen einflicht und dem Leser schmackhaft macht; z. B. S. 12 ff. behandelt er die Frage, wo-

her die württembergischen Grafen stets Geld zum Landkauf hatten, während die deutschen Fürsten im allgemeinen unter erdrückenden Schulden litten. Zwei Tatsachen bezeichnen zunächst das Problem: „Der Sohn Ulrichs mit dem Daumen, Eberhard der Erlauchte, hat allein in den letzten fünf und zwanzig Jahren seiner Regierung, ungeachtet er in beständige Kriege verwickelt und ungeachtet er zwei Jahre von Land und Leuten verjagt war, nur an größeren Summen und nur so viel man aus übriggebliebenen Nachrichten sehen kann, über sechs und fünfzig tausend Pfund Heller für Gütererkauf ausgegeben“; und dagegen: „Die Pfalzgrafen von Tübingen waren im Jahr 1335 zu einer Zeit, da sie noch beträchtliche Güter hatten, so tief in Schulden versunken, daß sie sich nicht zu retten wußten, denn ihre Schuld belief sich auf — viertausend dreihundert und fünfzig Gulden“. Er findet dann sehr deutlich drei Gründe für den Reichtum der Württemberger, die er amüsant und lebhaft formuliert: „Die Pfalzgrafen von Tübingen sind arm geworden, um ihr nahe- liegendes Cistercienser - Kloster Bebenhausen reich zu machen“, dagegen war es bei den württembergischen Grafen eine „weislich sparsame Frömmigkeit“ und „schon ein schöner Gewinn, wenn es nicht Familiensitte war, auf die Seelen der Väter im Fegfeuer große Summen zu verwenden“ (S.40). Dann aber war es „auch ein beträchtliches Glück für die Grafen von Württemberg, daß sie in der ganzen Periode dieser zweihundert Jahre nie zahlreiche Familie hatten. Nicht viele Töchter, diese kosteten den Vater große Ausstattungsgelder, nicht viele Söhne, sonst wären der Erbschaftsteile so viel geworden und jeder derselben würde seine eigenen Pferde, seine eigenen Jäger und seine eigenen Jagdhunde gehalten haben“. Als dritten Punkt hebt er die unbedenkliche Art der Grafen hervor, bei den Juden Schulden zu machen, die sie niemals zurückzahlten, sondern sich von dem Kaiser dafür einen Freibrief ausstellen ließen: „Unter Ludwig dem Bayer und Karl IV. häuften sich Urkunden dieser Art, und Wenzel verhandelte sie um ein Stück Geld, er forderte gleichsam als der zweite Jud seine Procente Schmausgeld, und wenn diese nicht bezahlt wurden, hub er das erteilte Privilegium wieder auf“ (S. 18). Das sind zugleich Beispiele dafür, wie Spittler seine Untersuchung durch Tatsachen beleuchtet und plausibel macht, und

für seine treffenden satirischen Formulierungen. Ähnlich ist S. 75ff. die Darstellung der Entwicklung des Rechtswesens. Durch den Humanismus werden die alten Rittergerichte verdrängt, die „Lateinischen Doctores“ wissen alles besser: „Es wurde alles so lateinisch, selbst am kaiserlichen Hofe so lateinisch, daß zuletzt auch jeder Ritter ein Doctor hätte werden müssen. Seitdem in Deutschland selbst so viele Universitäten entstanden, nur in einer Nähe und in ein paar Jahrzehnten nach einander Freiburg, Ingolstadt, Tübingen; konnte so mancher ein Studierter werden, dem es vorher zu teuer gewesen wäre, über den Rhein hinaus zu reisen“. Das ist anschaulich und geschickt gegeben: „über den Rhein reisen“ statt eines abstrakten „auswärts studieren“ ist eine der vielen Kleinigkeiten, in denen sich der flotte Stilist zeigt. Spittler bemerkt ausdrücklich auf S. 4 Anm. 2, er werde in seine Darstellung Worte der Urkunden aufnehmen, denn er glaubte „durch Beibehaltung solcher Urkundenworte das Bild des ganzen Zeitalters viel sicherer darzustellen“. Gerade Archaismen und Idiotismen spielen auch bei Johannes von Müller eine große Rolle. An der eben zitierten Stelle wird das Unbehagen der Bauern und Ritter ausgezeichnet mit ihrem mißbilligenden Ausdruck „Lateinische Doctores“ wiedergegeben. So rückt Spittler auch einmal S. 188 f den ganzen Absatz eines Briefes von Herzog Ludwig ein, und läßt in dem polternden, mit lateinischen Brocken durchsetzten Stil den Mann erkennen.

Inwiefern ist Spittler nun doch Pragmatiker? Erzählen ist gerade das, was dem Pragmatiker wenig wichtig erscheint. Hauptsächlich Tatsachen bringen, ein Bild der Vergangenheit entwerfen, diese sogar in ihren alten Worten und Wendungen wieder aufleben lassen, das sind alles Prinzipien einer neuen Geschichtsbetrachtung, welche die aufklärerisch-pragmatische abgelöst und überwunden hat. Hören wir zunächst seine Freunde darüber; Heeren sagt (Seite 19): „Immer war, wie bei Plutarch, die Erzählung mit Raisonement durchflochten; immer war es klar, der Mann hatte nicht bloß gelernt, er hatte darüber gedacht“; und Hugo: „Das Pragmatische, besonders das Psychologische seines Vortrages zog mich in hohem Grade an“. Spittlers Pragmatismus war nicht so aufdringlich wie etwa der Schölzers. Er hütete sich wohl, große Wirkungen aus lächerlichen Ursachen abzuleiten (obwohl vielleicht die oben ge-

zeichnete Entstehung des Reichtums der Württemberger der Sache nach schon etwas oberflächlich und zu vernünftelnd betrachtet ist); man findet bei ihm keine weithergeholten historischen Parallelen, sein Witz ist nicht so derb wie bei Schlözer, seine Reflexionen schmecken nicht nach vorgefassten Maximen, sie passen an ihren Ort. Aber schon die Tatsache, daß er nicht mehr Compendienstil schrieb, sondern Voltaire zum Vorbild nahm, bezeichnet seinen Stilwillen. Spittler ist es wohl am besten geglückt, den spöttischen Franzosen nachzuahmen. Hier nur noch eine größere Probe, wo Spittler sich über Voltaires Lieblingsthema verbreitet: die Frömmigkeit. „Die gute Mutter Vormünderin hingegen überließ sich gleich nach dem Tode ihres Herrn dem Rat des Hofpredigers und anderer Theologen mit einer sorglosen Gleichgültigkeit, deren Folgen kaum durch das Ansehen der übrigen Vormünder gehemmt wurden. Es war wohl löblich, daß gleich nach des Vaters Tode ein allgemeines Ausschreiben in das Land erlassen wurde, man möchte beten, daß das junge Blut des Herzog Ludwig vor falscher Lehr und bösen Exempeln verwahrt bleibe, auch mochte immerhin D. Lukas Osiander alle Morgen dem Prinzen sein Kapitel aus der Bibel, ein Stück der Augspurgischen Konfession und ein Stück der württembergischen Konfession erklären, aber war es denn auch Erziehung, wie es sich ziemte, daß der vierzehnjährige Prinz noch unter den Händen der Kindsmägde blieb, auf der Jagd wie ein Jägerspursch die Hirsche herbeitrieb . . .“ (S. 184). Gewiß, dieser flotte und gefällige Stil war ein großer Fortschritt gegen die Trockenheit früherer Lehrbücher. Aber war er eine eigentlich historische Schreibart? Der Würde der Geschichte entsprechend? Dieser Stil entsprang viel mehr dem geistreichen Kopf Spittlers oder Voltaires, als der Sache. Er spiegelt nicht die Begebenheit, sondern die Auffassung des Historikers von ihr. Es ist nicht nötig, daß der Pragmatiker seine Erzählung unterbricht, um in breiten Raisonsnements seinen Standpunkt darzulegen. Er kann seinen Zweck mit viel feineren Mitteln, durch die Wortwahl, durch den ganzen Ton seiner Darstellung erreichen. Das hat Spittler getan, und darin ist er Pragmatiker. Etwas ähnliches erstrebte auch schon Schlözer, wenn er Univ. Hist. S. 26 sagt: „Keine Raisonsnements, keine Schilderungen, keine homiletische Betrachtungen, nur Facta, aber zweckmäßig

gewählte, und so nebeneinander gestellte Facta, daß der Leser von selbst das Urteil hinzudenken muß. Sie (sc. die Universalhistorie) vermeidet die Miene, pragmatisch zu sein: aber sie instruiert den Leser, es auf eigne Kosten zu werden. Sie sammlet, ordnet und erzählt nur; und verleitet dadurch einen jungen Rezensenten, ihren Verfasser aus der Rodel historischer Denker auszustreichen, und ihn für nichts als einen fleißigen Sammler zu halten“. Wohl bemerkt, seine Geschichte vermeidet nur die *M i e n e*, pragmatisch zu sein; Schlözer möchte keineswegs aus dem Kreis historischer Denker gestrichen werden. Was er hier als Ideal vorstellt, hat er indessen nicht erreicht. Auf Spittler paßt es vortrefflich.

Ein Zug ist für Spittlers Pragmatismus noch sehr bezeichnend: er liebt es, das politische Geschehen auf menschliche Eigenschaften zurückzuführen, und zwar auf solche, die bei allen Menschen und in allen Zeiten dieselben sind. „Gesch. Württemb.“ S. 2: „Es ist in den älteren Zeiten gewöhnlich der ordentliche Gang des menschlichen Alltagslebens. Man sucht sich eine Frau, Schwäher und Tochtermann entzweien sich wegen des Heiratsguts und der Wiederlage; man zeugt Kinder und sucht es etwa mit Versorgung dieser Kinder richtig zu machen. Man kauft und verkauft, hat Handel mit Nachbarn, macht Friede mit Nachbarn, benutzt gelegentlich hie und da vorteilhafte Umstände, oder um nach alter Rittersitte zu sprechen, man lauert, wo sich etwa ein paar reiche Kaufleute niederwerfen lassen oder wo man mit Bewahrung ritterlicher Ehre nützlich befehlen könne“. Und ähnlich S. 12: „Die Knospe war nun endlich aufgesprungen. Es ging mit den Württembergischen Grafen, wie wir es bei manchen Privatpersonen täglich vor unseren Augen sehen. Sie sparen und kümmern und behelfen sich mehrere Jahre hindurch, ohne daß sich ihr Vermögen beträchtlich vermehrt. Die ersten zehntausend Gulden erwirbt man sich mühselig, ist aber erst ein solcher Satz gewonnen, so gibt sich von selbst, was vorher Arbeit und Sorgfalt kostete“. Diese Vergleiche sind stilistisch geschmackvoll vorgebracht, aber sie zeigen doch den pragmatischen Grundton Spittlers, den er ja ganz bewußt in seine Darstellung legte.

So sehr sich Spittler über die von der prosaischen Theorie verlangte „mittlere Schreibart“ der Historie durch seine Eleganz

und die gefällige Form erhebt, ein Residuum dieser Anschauungen läßt sich in seinem Stil feststellen: er schmückt seine Rede mit Bildern, und beweist dabei weniger feinen Tastsinn als sonst: Gerade im letzten Zitat war es doch recht unglücklich, das ritterlich-derbe, oft raubritterliche Regiment der alten Grafen einer Knospe zu vergleichen. Hugo in seinem kleinen Aufsatz über Spittler bemerkt (S. 35), daß er als Student mit seinen Bekannten sich bisweilen über Spittlers „etwas bilderreiche Sprache“ lustig gemacht habe. Dieser gesuchte „Schmuck“ paßte eigentlich nicht zu Spittlers Stil.

Spittler findet also in Anlehnung an Voltaire, eine ihm eigentümliche Schreibart, in der er auch künstlerischen Ansprüchen gerecht wird. Aber sein Stil nährt sich nicht von der Sache, er ist ein Produkt des Autors, des eleganten Weltmannes.

Abbt.

Thomas Abbt (1738—1766), der früh verstorbene und überaus vielseitige Schriftsteller, Theologe, Philosophie- und Mathematikprofessor, hat sich auch in zwei historischen Werken versucht, einer portugiesischen Geschichte und einer „Geschichte des menschlichen Geschlechts, soweit selbige in Europa bekannt geworden, vom Anfange der Welt bis auf unsere Zeiten“, einer Universalhistorie also. Beide Arbeiten entspringen indessen nicht eigenem Quellenstudium, sondern sind Auszüge und Bearbeitungen großer Werke von Fachgelehrten, die erste angelehnt an des Göttinger Professors Gebauer portugiesische Geschichte und die andere an die Allgemeine Welthistorie, das ursprünglich englische Unternehmen, an dem auch Schlözer und Johannes Müller teil hatten. Obwohl Abbt also kein eigentlicher Historiker war, ist die Betrachtung seiner Werke hier von großem Nutzen, denn gerade weil bei ihm das sachliche Interesse für den Geschichtsstoff zurücktrat und sich höchstens in der richtigen Gruppierung kund tat, waren ihm Stil und Darstellung der Geschichtsschreibung die Hauptsache. Der historische Schriftsteller Thomas Abbt soll uns hier beschäftigen, weit mehr als der Forscher, und zwar sowohl nach dem Thema meiner Untersuchung, als auch nach seiner eigenen Absicht und seinem Ehrgeiz.

Keineswegs war Abbt aber ein historischer Dilettant. In seinen mehr philosophischen Schriften „Vom Verdienste“ und „Vom Tod fürs Vaterland“ hat er seine Sätze häufig mit Beispielen aus der Geschichte belebt und bewiesen. Ihm wurde die Geschichte lebendig, Herder hat das im „Torso“ anerkannt (Suphan II 273). Er zeigt auch, wer Abbts Vorbilder und Lehrmeister waren: „aus Tacitus und Sallust fuhr in ihn der Geist der Geschichte, und die Neigung, nach ihnen seinen Stil zu bilden“ (ebda.). Die antiken Pragmatiker also, und durchaus pragmatisch ist auch Abbts Auffassung der Geschichte. In der Schrift „Vom Vortrag der Geschichte“ (Werke Bd. VI, S. 124 ff.) führt er aus: wer nur Gedächtnis habe, dem sei jede Kenntniss einer neuen Tatsache wichtig, die Zeitung stehe ihm mit dem Thucydides in gleichem Range. Der Staatsmann jedoch, der „das ganze Triebwerk eines Staates leitet, oder wenigstens einige große Räder daran“, suche vorzüglich den politischen Nutzen aus der Geschichte zu ziehen. Doch auch in solchen Umständen bleibe man immer Mensch. Der philosophische Nutzen dürfe also nie ausgelassen werden. — Nachdem Lessing nicht mehr an den Berliner Literaturbriefen mitarbeitete, wurde Abbt dafür gewonnen und brachte neues Leben in das Unternehmen. In seinen Aufsätzen hat er häufig über Geschichtsauffassung und Stil geschrieben: „Der Geschichtsschreiber, der gleichsam nur die Begebenheiten zu seinem Stoffe hat, woraus er arbeitet: muß als Philosoph ihre natürlichste Verbindung untersuchen“ (151. Brief). Nicht nur untersuchen wird der Pragmatiker den Zusammenhang aller historischen Begebenheiten, und nicht nur für sich darüber philosophieren, sondern den Ergebnissen seiner Untersuchungen in Maximen und Reflexionen Ausdruck geben: „Und endlich sucht der Geschichtsschreiber die Blicke seiner Leser oft auf die allgemeinen philosophischen Ursachen zu richten: wo er vermuten kann, daß ihre Vergleichung mit den Wirkungen den lebhaftesten Eindruck machen könne. Dies gibt die sententias graves, die großen, die ernsten Sätze, die Lieblinge, die die Unterhaltung des Verstandes werden; unterdessen daß Einbildungskraft und Gedächtnis nicht einen Augenblick müßig sind“.

Aber Abbt kannte auch die Gefahren dieser Methode, man muß wirklich Geschichtsphilosoph dazu sein, sonst glaubt man, „eine Predigt, worin Historien erzählt werden, oder eigentlich eine

Historie, woran eine Predigt gehängt wird“, sei eine pragmatische Geschichte. „Dadurch haben sich die meisten verführen lassen. Sie haben geglaubt, daß nichts weiter zu tun sei, als erbauliche Sprüchelchen einzustreuen, und daran, dachten sie, kann es uns nie fehlen“, und weiter: „wenn man nicht eine besondere Gabe besitzt, Maximen zu machen und an ihre rechte Stelle zu setzen: so ist es unendlich besser gar keine anzubringen“ (297. Brief). Nun war es im 18. Jahrhundert nicht eben nötig, den pragmatischen Standpunkt bei den römischen Historikern zu erlernen, die Franzosen hatten ihn, wie schon oben dargetan, rezepiert, und auch sie wirkten in stärkstem Maße auf Abbt: „Spuren des französischen Geistes lassen sich in Abbts Schriften nicht verkennen“ (Herder, Suphan II 276). Montesquieu, Rousseau und Helvetius werden von Herder besonders genannt. Abbt selbst hat in den Literaturbriefen eine ehrliche Verteidigung Voltaires geschrieben, dem er so viel verdankte: „Bessere Aussichten in der Geschichte zu verschaffen, mehrere Beobachtungen als gewöhnlich in derselben anzustellen, herzhafter zu urteilen, kurz, nicht mehr bloß wie Pedanten sie zu lernen, sondern wie vernünftige Menschen, hat uns gelehrt — doch dies vielleicht nicht, aber wenigstens stärker dazu angetrieben — wer denn? soll ich ihn nennen? — Voltaire. Lassen Sie alle Professoren auf allen Universitäten gegen ihn schreien und ihn in jeder Stunde dreier Fehler überführen. Ich betrachte ihn immer mit Ehrfurcht als meinen Lehrer, nicht in der Geschichte, sondern in der Kunst dabei zu denken. Er hat mir die Logik zur Geschichte beigebracht“ (296. Brief).

An zwei Einzelbeispielen soll noch gezeigt werden, wie Abbt die aufklärerische Geschichtsauffassung durchaus teilte. Verfassungsgeschichtliche Untersuchungen waren im 18. Jahrhundert seit Montesquieus „esprit des lois“ sehr beliebt, und fast immer entschieden sich die Autoren für die gesetzlich eingeschränkte Monarchie als die beste Staatsform, besser noch als die Republik, weil nur in großen festorganisierten Staaten und an prächtigen Höfen die Blüte aller Künste und Wissenschaften, der Aufschwung der allgemeinen Kultur stattfinden könne, auf den das 18. Jahrhundert so stolz war. Diese Ideen am Beispiel zu erweisen ist der eigentliche Grundgedanke von Voltaires „Siècle de Louis XIV“. Im 248. Literaturbrief S. 92 f. beschäftigt sich Abbt mit der Frage der Bevölke-

runftszunahme und fucht auch hier nachzuweisen, daß „der Unterfchied, daß bei der einen Verfaſſung das Volk ſeine Stimme zur Regierung mitgeltend macht, bei der anderen aber ganz davon ausgeſchloſſen iſt, ohne jedoch gedrückt zu werden“, ſich nicht zum Nachteil der monarchiſchen Regierung geltend mache. — Im 279. Brief handelt Abbt über die Frage, ob der alte Satz war ſei: „quantum intereſt in quae tempora cuiuſque virtus inciderit!“ Abbt urteilt ebenſoſehr gegen die Schwärmer, die glauben, daß äußere Umſtände der Zeiten und Orte nichts zur Ausbildung eines Charakters beitragen, als gegen die „frechen Leugner der Vorſehung“, denen die Verbindung von großem Mann und Situation bloßer Zufall iſt. Die Frage wird hier etwas aufs Theologiſche geſhoben; jedoch die Problemſtellung überhaupt gehört in eine Zeit, die noch nicht wahrhaft hiſtoriſch denken gelernt hat, ſie entſpringt denſelben Vorſtellungen von der Gleichheit der Menſchen in allen Zeiten und Orten, die Schölzers hiſtoriſchen Parallelen zugrunde liegen. In der Vorrede zur „Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts“ entwirft Abbt den Plan zu dieſer allgemeinen Weltgeſchichte, auch hier durchaus im Sinne Schölzers, deſſen ſynchroniſtiſches Verfahren er anwenden will, und dem ähnlich, er die geographiſche Anordnung in den Vordergrund ſtellt. Liest man vollends die nüchterne Feſtſtellung: „die Uebersicht iſt es doch endlich allein, welche der denkende Kopf wünſchet, und der Philoſoph ſchätzt“, (Werke Band VI S. 145), ſo kann man in dieſer Quinteſſenz ſeiner Beſtrebungen kaum erkennen, was Herder an Abbt zu loben fand. Aber ſicherlich wäre Herders Beurteilung überhaupt nicht ſo günſtig ausgefallen, wenn er nicht an ihm die Grundsätze ſeiner neuen, einfühlenden Kritik geübt hätte, die nicht kunſtrichtern will, ſondern „die eigene Manier eines Schriftſtellers zeigen, und die Originalſtücke ſeiner Denkart bemerken.“ (Torſo, Suphan II, 262).

Nun zu Abbts Stil. Herder hat ihn trefflich beurteilt: „Nun ward aus dieſen Ingredienzien Abbts Stil; kurz und ſpruchreich, wie ein Römer, munter und blendend wie ein Voltaire, koloriert und launiſch wie ein Brite“. (Suphan II, 276) und führt das noch aus: „Er wollte aber von Tacitus und Salluſt noch mehr lernen: wie ſie zu ſchreiben: er verglich das Genie der deutſchen und lateiniſchen Sprache und wollte aus dieſer in jene die machtvolle Kürze bringen, die wir bei den meiſten Deutſchen vermiſſen, und bei den

Römern bewundern.“ Dabei ist auch schon gesagt, daß ein wesentlicher Unterschied besteht in der Schreibart der Römer und der französischen. Es liegt hier das Problem der Stilbildung Abbts überhaupt. Er war von Natur ein geschickter, aber kein originaler Schriftsteller, sein Stil war also Bildungseinflüssen stark unterworfen. Er hatte Sinn für die monumentale Größe und Würde der taciteischen Knappheit, für große Antithesen. Mehr noch war er aber ein Kind seines Jahrhunderts, und da mußten ihm französischer Witz und Eleganz vorbildlich erscheinen. Ich kann hier nur Herder paraphrasieren: „Hier bemerke ich überhaupt, daß die natürliche Denkart des Tacitus sich mit der Wendung, die Abbts Genie nahm, etwas zu stoßen scheint; daß jene ernsthafter und langsamer, diese munterer und flüchtiger gewesen; daß in jener ganz und gar der reife tiefe Verstand, in dieser oft rasche Einbildungskraft und glänzender Witz herrsche; daß jene betrachtungs- und spruchreicher; diese bildvoller spreche“.

Daß Brennpunkt und Problem von Abbts Ringen nach künstlerischer Vollendung im historischen Stil wirklich hier liegen, zeigen seine eigenen, sehr widersprechenden Äußerungen. Zunächst schließt er sich den eingangs zitierten Stimmen an, die in der deutschen Sprache Gründe für die Mangelhaftigkeit des bisherigen historischen Stiles suchen: er glaubt, „daß eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angeben, wenig ohne Hülfswörter tun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen, wenig Aenderung in der Reihe der Worte anbringen kann, daß eine solche Sprache, z. E. die Deutsche, nicht sonderlich geschickt zur Geschichte sei, daß man ihr also hier noch die größte Hülfe geben müsse.“ Alles, was hier als der deutschen Sprache fehlend genannt wird, sind Vorzüge der lateinischen: „Der historische Stil will Kürze, und nun mangeln viele Partizipien; er fordert Sprachnaivitäten, wenn ich mich so ausdrücken kann, und das deutsche gibt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitive, wenn wir uns immer fort mit unserem Imperfekt schleppen müssen . . .“ (152. Brief, cf. Herder I 184). Nicht nur im Materiellen der Sprache liegt der Vorzug der klassischen Autoren, sie sind auch Meister der Periode und des rhetorischen Schwunges: „Die Schriften eines Tullius, eines Quintilian sollen doch in Absicht auf die Wohlredenheit ihren guten Nutzen für uns haben . . . Seine

(Ciceros) Anmerkungen, seine Lehren lassen sich überhaupt auf alle Schreibart anwenden, wo hier und da rednerische Kraft muß angebracht werden.“ (217. Brief). Hauptsächlich war jedoch Tacitus Abbts Vorbild unter den antiken Historikern, und schon von seinen Zeitgenossen wurde ihm taciteische Kürze teils zum Vorwurf gemacht, teils nachgerühmt. Erstaunt ließt man daher, daß Abbt klagt, daß „einige historische Schriftsteller unter uns, die, so Gott will, schön zu schreiben glauben; ihre Perioden alle so kurz abbeißen, ihren Stil so stark zerschneiden, daß der Leser sich fast alle Augenblicke überschnappt.“ (149. Brief). Es ist ein unentschlossenes Hin und Her in seinen Stilanweisungen, denn er erkannte die Gegensätzlichkeit von französischem und altrömischem Stilideal sehr wohl. Von einem Uebersetzer des Cicero sagt er: „Es ist wahr, ihm war es nicht erlaubt, den alten Römer zum witzigen Franzosen zu machen, seine Lehren in Antithesen zu verwandeln.“ (218. Brief). Es ist interessant, wie Abbt die von ihm in praxi geübte Verschmelzung dieser Stile theoretisch zu begründen sucht, indem er eine „Mittelgattung“, einen mittleren Stil zwischen Lehrbuch und großer historischer Darstellung fordert. Damit nähert er sich überraschend den stilistischen Lehrbüchern der Zeit, und ohne sie wäre er sicher nicht auf diese Gedanken gekommen.¹ „Die Franzosen haben schon seit geraumer Zeit angefangen, die große Geschichte eines Ferreras, Rapins, Daniels ins kleine zu ziehen und nach Voltaires Lehrart vorzutragen. Dies gibt eine Mittelgattung zwischen Lehrbüchern und großen Werken Aus des Herrn Rat Gebauers Geschichte von Portugal könnte dergleichen etwas gemacht werden, wenn man sie umschmelzte. Ich setze des Tacitus Schriften in die Klasse der Geschichtsbücher von dieser Mittelgröße: alsdann begreife ich, wie er seinen Stil so habe wählen können, wie er ihn gewählt hat. Daraus ergibt sich auch, bei welcher Gelegenheit er könne nachgeahmt werden.“ (296. Brief). Außer

1. In Abbts theoretischen Äußerungen über den Geschichtsstil ist überall der Zusammenhang mit den oben analysierten stilistischen Handbüchern deutlich. Die selbständige Beschäftigung mit der antiken Historiographie führt ihn zwar dazu, bisweilen allen ihren Anweisungen zu widersprechen und die „Blümchen, womit man die Geschichte schmückt“ (149. Brief) zu verwerfen, aber dennoch kommt er meist zu Formulierungen zurück, die den Stilistiken sehr ähnlich sind.

einer Art Reklame für seine portugiesische Geschichte (an der er damals, 1764, bereits 2 Jahre arbeitete!) enthalten diese Sätze die verblüffende Gleichung Voltaire's Stil = Stil des Tacitus, oder vielmehr, unter einen Oberbegriff („Mittelgattung“) werden beide subsumiert. Das war die Lösung des Problems für Abbt, eine sehr unzureichende und sicherlich auch für ihn nur vorläufige, denn „er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh.“ (Herder, Fragmente über die neuere deutsche Literatur, Suphan II 48).

Werfen wir noch einen Blick in die Praxis von Abbt's Geschichtsschreibung. In der portugiesischen Geschichte (1762—64 verfaßt, 1783 aus dem Nachlaß hrg.) ist die aufklärerische Grundhaltung unverkennbar. Auf S. 14 ist es ihm nicht genug, die politischen Gründe aufzudecken, warum die Unternehmungen der Mauren gegen Frankreich fehl schlugen; er muß noch eine, freilich recht bescheidene Philosophie vorbringen: „Als Philosophen aber gestehen wir, daß in den geheimen Ratschlägen der Vorsicht, die allen Königreichen, wie den Wasserwogen, ihre Grenzen setzt, verordnet gewesen, daß sich die Religion Mahomets, sowie das Regiment seiner Nachkommen, nicht über Europa ausbreiten sollte.“ — Seite 30/36 wird 7 Seiten weit das Wunder bei der Schlacht von Ourique ad absurdum geführt, ganz rational. Bedenkt man, daß es sich um einen knappgefaßten Auszug handelt, so sieht man, worauf es Abbt eigentlich ankam. — S. 22 findet sich ein ganz unhistorisches Urteil über die Kreuzzüge: „Es ist uns jetzt unbegreiflich, wie diese rasende Unternehmungen, die Europa entvölkert und in Asien verhaßt gemacht haben, mit so großem Eifer damals haben können betrieben werden; und wir überlegen nicht, daß die Reden und Handlungen eines Hitzigfieberhaften von dem Gesunden nicht können beurteilt werden.“ Das könnte ein Schlözer geschrieben haben! — Besser ist erzählt, wie Alphons von Portugal 1142 sein Reich vom Papst Innocenz II. zugesprochen wurde, unter Fürsprache Bernhards von Clairvaux. Dieser erhielt dafür eine Rente für sein Kloster von dem König und dessen Nachfolgern, ebenso der Papst. Abbt fährt fort (S. 40): „Um den Stoff zu Reflexionen vollständig zu machen, wollen wir noch anführen, daß die 4 Unzen lt. einer Quittung vom Jahr 1213 wirklich bezahlt worden.“ Abbt setzt das Raisonnement nicht selbst hin, aber zeigt mit Fingern darauf. Wieder gilt, was von Schlözer und Spittler gesagt wurde: „Die

Historie vermeidet die Miene, pragmatisch zu sein . . .“ Mit Spittler verrät sich überhaupt einige Aehnlichkeit, indem nämlich im Ton der Darstellung die Stellungnahme gegeben wird, auch ohne breite Erörterungen. An der zuletzt zitierten Stelle sagt Abbt, die streitenden Könige hätten „die Entscheidung nach der Torheit der damaligen Könige dem Papst überlassen“, und ähnlich eine Seite weiter, Bernhard von Clairvaux sei Regent an den Höfen gewesen, „durch seine Beredsamkeit über einfältige Herzen“. Die Satire in Wortwahl und Wortverbindung ist Abbts Stärke: „mit brüderlichem Hasse“ (S. 19) — bei der Besprechung der ersten Bevölkerung Portugals: „Der Einfall von Tubal, welcher Spanien und Portugal zuerst soll besetzt und die Stadt Setubal erbauet haben, mag diejenigen vergnügen, die in Spanien und Setubal wohnen.“ (S. 8/9). — „Mit königlichem Undank“ (S. 20) — „Dem Schwindelgeiste der damaligen Zeiten gemäß“ (S. 20).

Das sind alles mehr die Einflüsse des französischen Stils, das Taciteische zeigt sich in der Satzgliederung, in den fast durchweg kurzen, „kupierten“ Sätzen. Die Kürze führt zum Auslassen des Artikels, oft recht glücklich, aber auch zu manchen dunklen Stellen. Dennoch finden manchmal unnütze Floskeln Platz, vor allem in den Uebergängen: „Ein paar Worte über diese Unruhen werden das nötige Licht über die Kenntniss verbreiten.“ (S. 15). — „Wir kommen jetzt zur Erzählung . . .“ (S. 29). Abbt selbst jedoch hat einen Autor im 297. Literaturbrief wegen seiner schlechten Uebergänge lebhaft gescholten. Es ist ja schon gesagt worden, daß ihm Theorie und Praxis noch keine Einheit geworden waren: er starb zu jung.

Abbts Grundlage in Denken und Stilgebung war die Bildung seines Jahrhunderts, die Aufklärung also. Darüber hinaus gibt er zwei fruchtbringende Anregungen: er tritt für die Nachahmung des Tacitus ein, und verwendet kräftige Worte und Wendungen aus der Bibel. Dies Letztere war allerdings ein Weg, auf dem er seiner Sprache eine besondere Kraft hätte geben können, aber er blieb damit in den Anfängen. Dennoch hat Abbt darüber Vorwürfe hören müssen, man hielt die Entlehnung von Ausdrücken der Lutherbibel für eine Entweihung, eine Art Tempelraub. Solche engherzige Bedenken haben nicht gehindert, daß in der Folge die Bibel immer wieder den deutschen Schriftstellern zum Muster einer kräftigen, gesunden Sprache wurde.

Für Johannes Müller wurden diese beiden Neuerungen Abbts entscheidend wichtig. Aber schwerlich hat er sie direkt von ihm übernommen: sie lagen in der Zeit.

Möser.

L. T. Spittler ist mit Johannes Müller gleichaltrig, Thomas Abbt kaum eine halbe Generation älter; dennoch konnte ich beide mit gutem Recht in das Kapitel der Historiographie vor Müller einreihen, beide sind Aufklärer. Justus Möser (1720—94) dagegen, der bei weitem Älteste aller hier behandelten Historiker, reicht mit seinem Einfluß über Müller hinaus. Er arbeitet fast unabhängig von den Tendenzen seiner rationalistischen Epoche, ohne allen Pragmatismus, als nüchterner, verständiger Forscher. Während Müllers Werk nur noch in der Romantik Epoche macht, muß Möser als ein Vorläufer der modernen, kritischen Geschichtsbeurteilung gelten. An seine Arbeit knüpft Niebuhr bei der Schöpfung seiner philologischen Methode an. Auch bei ihm läßt sich die Stellungnahme am besten in der Kontroverse erkennen, die, wie Herder und Schlözer, so er und Voltaire ausfochten. Zwar wurde Voltaire als Historiker in Deutschland fast durchweg sehr heftig angegriffen (cf. Korff II 508 ff.). Aber was Haller und später die Göttinger, voran Schlözer, an Voltaire auszusetzen hatten, war nur die mangelnde Genauigkeit, die unerhörte Kühnheit in der Behandlung des Stoffes. Möser dagegen ist mit der ganzen Philosophie Voltaires, mit seiner prinzipiellen Einstellung der Geschichte gegenüber nicht einverstanden. Als Antwort auf Voltaires pessimistisch resignierenden „Candide“ plante er einen „Anticandide“, von dem allerdings nur ein amüsantes Kapitelchen ausgeführt ist. (Abeken, Bd. IX 255 ff.). Es verrät sich darin viel gesunder Sinn, wenn auch eine Widerlegung Voltaires nicht gelungen ist. — Auf historischem Gebiet ging Möser gegen Voltaire vor in seiner „Lettre à Mr de Voltaire sur le caractère du Dr M. Luther et sa Réformation“ (Werke V 215). Voltaire hatte verächtlich geschrieben von dem deutschen Reformator, und es kam Möser zunächst auf eine persönliche Ehrenrettung an. Anlaß gegeben hatte hauptsächlich folgende Stelle Voltaires: „N'est-ce pas une chose plaisante, que Luther, Calvin, Zwingli, tous écrivains, qu'on ne peut lire, ayant fondé des sectes qui partagent l'Europe,

que l'ignorant Mahomet ait donné une religion à l'Asie et à l'Afrique?“. Es ist sehr interessant, wie sich gerade an der Frage der historischen Parallelen die Geister scheiden, das zeigt Möser's Antwort: „Je ne comprends pas, Mr, quelle comparaison qu'on puisse faire de ces héros pacifiques à l'ignorant Mahomet ...“ — Für Voltaire gibt es nur einen, immer gültigen, rationalen Maßstab zur Beurteilung der Geschichte: den Grad der Aufgeklärtheit. Vom Standpunkt seines civilisierten Jahrhunderts ist ihm Luthers Grobheit und Hitze im Streit unerträglich. Er wirft ihm vor, „qu'il a perdu contenance“. Möser aber sucht Luther aus seiner Zeit zu verstehen: „On pourrait alléguer pour sa défense la grossièreté du siècle ...“. Das ist die völlig neue, und erst eigentlich historische Betrachtungsweise, die von den französischen Rationalisten, aber auch noch von vielen Späteren, nicht einmal geahnt wurde. Möser, fast eine Generation älter noch als Herder, ist mit solchen Gedanken ein erstaunlich frühes Phänomen des historischen Verstandes, den das 19. Jahrhundert ausprägte. Das Verdienst der Aufklärer ist es, überhaupt nach den Ursachen der historischen Erscheinungen gefragt zu haben. Aber indem sie diese Ursachen in logischem, konstruktivem Denken suchten, entfernten sie sich eher von der Wahrheit, als sich ihr zu nähern. Entwicklungsgeschichtliches Forschen und Denken ging ihnen ab. Das erkannte Möser ganz deutlich: „Nichts ist leichter und bequemer, als eine Ursache unterzuschieben, darauf den Vorfällen eine Erklärung zu geben und damit, nach Art eines Voltaire, das Angenehme und Unterhaltende auf Kosten der Wahrheit zu befördern.“ („Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe“, Abeken V 76).

Möser's Geschichtsauffassung ist nicht nur Theorie geblieben. In seiner „Osnabrückischen Geschichte“ gab er im begrenzten Rahmen einer Provinzialgeschichte das Beispiel einer Geschichtsschreibung, die zwei ganz neue Begriffe in den Mittelpunkt stellte: Volk und Zeitgeist. Bewußt wollte er Geschichte des Volks, nicht der Regenten schreiben, oder, wie er sagte, nicht nur „das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, sondern auch des kranken Körpers“ gedenken. Er ging dabei von der — von ihm rekonstruierten — altgermanischen Verfassung aus, wie sein Werk überhaupt wesentlich verfassungsgeschichtlich ist. Aber „die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und

schönen Wissenschaften ist auf sichere Weise von der Staatsgeschichte unzertrennlich“. (Osn. Gesch. Teil I Vorrede S. XXI). Diese Bestrebungen zwar hatte Möser mit den Aufklärern gemein, und wenn er auch in der Gründlichkeit seiner verfassungsgeschichtlichen Untersuchungen unerreicht ist, kulturgeschichtlich ist bei Voltaire sicher mehr zu finden als bei Möser. Das Neue bei Möser ist die Ablehnung des Begriffes eines allgemeinen Menschentums, und daher sein Plan, die Geschichte eines individuell veranlagten Volkes zu schreiben, auf das allgemein philosophische Grundsätze von der Natur des Menschen nicht anwendbar sind: „Meine Abneigung gegen alle moralischen Betrachtungen ist unter der Arbeit gewachsen. Diese gehören in die Geschichte der Menschheit; und das soll die Geschichte eines Staats nicht sein. Hierin kömmt alles lediglich auf Politik an, welche wiederum die Voraussetzung eines sicheren Kontrakts erfordert, wenn sie sich nicht, wie unsere Natur- und Völkerrechte, die immer nur mit Menschen unter allgemeinen Bestimmungen zu tun haben, in allgemeine Sätze, die bereits genugsam bekannt sind, auflösen soll. Der geringe Nutzen, den die Geschichte dem Bürger bringt, und der Mangel an Kraft in dem historischen Vortrage liegt sicher darin, daß die Genossen eines Staats nicht als Actionairs, sondern als Menschen behandelt werden.“ (ebda. Teil II Seite VI f.). Eine kräftige Absage an den Universalismus der Aufklärung! Jeder Mensch und jedes Volk muß in seiner Individualität erfaßt werden: „Der Stil aller Künste, ja selbst der Depeschen und Liebesbriefe eines Herzogs von Richelieu steht gegeneinander in einigem Verhältnis. Jeder Krieg hat seinen eignen Ton, und die Staatshandlungen haben ihr Colorit, ihr Costume und ihre Manier in Verbindung mit der Religion und den Wissenschaften. Rußland gibt uns davon täglich Beispiele; und das französische eilfertige Genie zeigt sich in Staatshandlungen wie im Roman.“

Wie wirken diese Ueberzeugungen auf die historische Darstellung? Vor allem ist darin für Raisonsnements im Sinne der Pragmatiker kein Raum. Möser verteidigt sich, weil er keine „Betrachtungen mit eingestreut habe“, denn er halte dafür, „daß in der Geschichte, sowie auf einem Gemälde, bloß die Taten reden, und Eindruck, Betrachtung und Urteil jedem Zuschauer eigen bleiben müssen (ebda. Teil I S. VII f.). Möser schreibt Tatsachenhistorie! Dazu ist nötig, daß die bunte Außenseite der Erscheinungen vor-

gestellt werde: „Das Costume der Zeiten, der Stil jeder Verfassung, jedes Gesetzes und ich möchte sagen, jedes antiken Words, muß den Kunstliebenden vergnügen.“ (ebda. S. XXI). Dabei stellte sich Möser aber eine große Schwierigkeit in den Weg. Sowohl zur genauen Erforschung der alten Verfassungen, als auch um jenes „Kostüm der Zeiten“ auch in der Wortwahl lebendig werden zu lassen, war es nötig, daß er die termini des alten Verfassungs- und Militärwesens einführte. Deren Bedeutung war aber meist sehr unklar. Er klagt darüber: „Was ich am meisten fühlte, war dieses, daß unsere Sprache eine Verräterin der edlen Freiheit geworden war, und den Ausdruck verloren hatte, welcher sich zu meinen Begriffen paßte. Die ältesten Geschichtsschreiber von Deutschland haben nicht in unserer Sprache geschrieben, und dem starken deutschen Körper ein ganz fremdes Colorit gegeben. Wie man aber anfang unsere Muttersprache zu gebrauchen, so hatte die Lehensverfassung die gemeine Freiheit schon gefesselt, und die Sprache der vorherigen Verfassung teils verdunkelt, teils zu einem anderen Verstande umgebildet, und teils unverständlich gemacht. Oft hat daher meine Empfindung mit den Worten gekämpft, und ich bin nicht selten in der Versuchung gewesen, auf die Geschichte einzelner Worte, welche immer von Jahrhundert zu Jahrhundert einen anderen Sinn erhalten haben, auszuschweifen.“ — Es ist kein eigentlich künstlerisches Streben in Möser's Stil. Aber sein treuer Dienst am Wort, sein Versuch, im alten Wort die vergangene Zeit darzustellen, ist das Neue und wird bald zum vielgebrauchten, wirksamen Stilmittel.

Die Entwicklung des historischen Stils in den Werken Johannes von Müllers.

I. Uebersicht über die Entwicklung.

Johannes Müller ist in seiner Tätigkeit als Geschichtsschreiber zunächst abhängig von der Aufklärung. Als junger Student wird er in Göttingen von Schlözer wesentlich beeinflußt und auf dessen Veranlassung, direkt oder indirekt, unternimmt er in sehr jungen Jahren die Bearbeitung der Schweizer Historie. Sein Werk ist anfänglich als Teil einer deutschen Ausgabe der großen englischen Welthistorie gedacht, eines Unternehmens, das in der Universalität des Planes als Produkt der Aufklärung erscheint, auch wenn seine Bearbeiter im einzelnen oft gut kirchlich an der alten theologischen Geschichtsauffassung festhielten und von Voltaires neuen Methoden noch wenig gelernt hatten. Es kann nicht übersehen werden, daß Müller fest in den Anschauungen seiner Zeit wurzelt und daß er die Schule Schlözers sein Leben lang nicht verleugnet. Sehr bald nach Aufnahme seiner Vorstudien schreibt er an seinen Freund und Mitarbeiter Fübli in Zürich (10. Juni 1772), er lese jetzt „Geschichte als Magazin von Erfahrungen und Observationen über den Menschen und die Staaten“, und später an seinen Freund Bonstetten (21. März 76): „Der Nutzen ist mein Hauptzweck; was nur kuriös ist, mögen Kritiker aufzeichnen, ich bemerke nur, was gut und böse, nützlich oder schädlich war.“ Damit war der Kern des Pragmatismus erfaßt, und wenn er konsequent auf diesem Wege fortgeschritten wäre, hätte man von ihm Werke kritischen Inhalts erwarten müssen, mit breiten Raisonsnements über die politischen und sozialen Bedingungen von Blüte und Untergang früherer Staaten und Völker, stets mit der Absicht, der Gegenwart Wegweiser zu sein. Aber für Müller war die Methode der „histoire raisonnée“

nur angelernt, Bildungsgut, geistige Strömung seiner Jugendzeit, der er sich nicht entziehen konnte und wollte. In seinem Wesen lagen andere Züge begründet. Wohl wollte er stets auf die Gegenwart wirken, aber sein Buch sollte nicht wie das Voltaires (und vorher schon das Macchiavellis) ein Handbuch für den klugen Staatsmann abgeben, der aus den Erfahrungen früherer Jahrhunderte kühl und berechnend die Maximen seiner Politik ableitet, sondern es sollte auf das Volk wirken. Der begeisterte Vortrag alter Taten sollte ein heiliges Feuer in den Gegenwärtigen entzünden und zur Nachahmung treiben. Für diesen Zweck aber konnte kein Stil zu erhaben, keine Sprache zu feurig, keine Wendung zu männlich und kräftig sein. Das Literaturdeutsch, wie er es vorfand, schien schlechterdings für die Kraft seiner Ideen zu schwach. Was lag näher, als den sprachlichen Ausdruck eben daher zu entlehnen, woher auch sein Ideal vom öffentlichen Charakter der Geschichtsschreibung stammte? Tacitus und Sallust hatten zu ihren Zeitgenossen gesprochen und warnend den Finger auf die Symptome des Niederganges gelegt. Von ihnen übernimmt Müller sein hohes Pathos, die Rhetorik seiner Sprache. Friedrich Nietzsche hat die Geschichtsbetrachtung, die an das Lebensgefühl der Gegenwärtigen appelliert, treffend „Monumentale Geschichte“ genannt. Sehr scharfsichtig zeichnet er ihren Einfluß auf die Darstellung: (Unzeitgemäße Betrachtungen“ Bd. I, S. 120) „Monumentale Geschichte ist nur möglich, wenn die Einzelheiten, die niemals genau wiederkehren können, abgeschliffen werden zu Gunsten des Allgemeinen, Typischen. Der wahre geschichtliche Connexus von Ursache und Wirkung ist für die monumentale Geschichte unwichtig, ja störend, da sie nur die Wirkungen, die Effekte verherrlicht“. Wie Müller später wirklich die Wiedergabe der Begebenheiten über alles historische Reflektieren stellt, wird sich unten zeigen. Ganz entschieden spricht sich Müller für die Nachahmung der antiken Schriftsteller aus zur Erwerbung eines guten deutschen Stils. Als Bonstetten Deutsch lernen will, rät er ihm: „Lernen Sie in den Discorsi sopra la prima decade, im Catilinarium, im Cicero de legibus, im Polyb, im Thucydides Ihr Deutsch.“ Bisweilen merkt er, wie die scharfe Klinge, die Voltaire führt, das antike Ideal tötet. Dann versteigt er sich zu einem Satz wie „Nicht an Genie, sondern an Charakter sind überhaupt die Alten unsere Meister. Sie schrieben

für das gemeine Beste, wir schreiben für die *Aprèsdiners*." Der „esprit“ der Franzosen ist ihm manchmal von Herzen zuwider. Ein andermal aber glaubt er in einer schlaun Formel den Ausgleich zwischen seinem monumentalen und dem pragmatisch reflektierenden Stil gefunden zu haben: „Das Geheimnis des großen Mannes ist, mit Verstand nicht zu selbigem, aber zu den Passionen zu sprechen.“ (an Bonst. 1775). Gentz schrieb einmal an Müller: „Sie wollen immerfort das Alte in das Neue weben.“ Er meinte damit Müllers Abfall von Preußen und seine Begeisterung für Napoleon im Jahre 1806, aber er trifft überhaupt eine seiner Grundeigenschaften. In seinem Wesen vertrugen sich viele, an sich heterogene Elemente; er war kein scharfer Denker, allem Großen, Monumentalen brachte er Verehrung entgegen, mochte er sich auch tausendmal widersprechen. So konnte er gleichzeitig Voltaires kühlen Rationalismus und den Schwung römischer Rhetorik bewundern und nachahmen.

Es liegt nahe, in Müllers Wiederbelebung des antiken Geschichtsstils eine Fortsetzung der humanistischen historischen Darstellungsart zu sehen. Tatsächlich haben die deutschen Humanisten die römische Rhetorik mit eben derselben Begeisterung übernommen wie später der Schweizer Historiker. Dennoch muß Johannes Müllers Zurückgreifen auf die Stilmittel des Tacitus und Sallust als durchaus selbständige Leistung gewertet werden. Die humanistische Tradition war längst abgerissen, von Müllers Lehrern und der ihm vorausgehenden älteren Generation waren die letzten Züge lateinischer Beredsamkeit verwischt worden. Voltaire schrieb einen satirisch glänzenden, einfallsreichen Stil, Schlözer war ohne alle Achtsamkeit auf stilistische Wirkung überhaupt. Müller wird von der Gewalt seines Stoffes so gepackt, daß ihm das römische Pathos allein seines Themas würdig erscheint: „Fast rede und schreibe ich wieder in Latein, denn diese großen Dinge metamorphosieren mich fast in einen Römer.“ (an Bonst. April 78). Es ist die *Sache*, die den erhabenen Stil erfordert, nicht ein Bildungsideal, das im Zeitgeist gelegen hätte.

Die Prosatheorie allerdings deutet, wie oben dargestellt, noch immer auf die Lateiner als Vorbild. Solange der Gegensatz Poesie — Beredsamkeit noch nicht dem moderneren Poesie — Prosa gewichen war, lag natürlich eine Rezeption der klassischen Stilideale

noch immer nahe. Die glatte Identifizierung von guter künstlerischer Prosa mit Rhetorik mußte Müller auf die Antike verweisen bei seinem Versuch einer Erneuerung der Prosa.

Daß Müller nichts Geringeres als eine Erneuerung und Bereicherung der deutschen Sprache beabsichtigte, war bereits den Zeitgenossen sehr deutlich. Eine Rezension seiner Schweizer Geschichte in erster Auflage (1780) in Büschings Magazin (abgedruckt bei Ferd. Schwarz S. 31), stellte seine Bemühungen, der deutschen Prosa neue Schönheiten zu gewinnen, Klopstocks Verdiensten um die Sprache der Poesie gegenüber. (Denselben Vergleich führt Julian Schmidt S. 46 aus. Auch Dilthey in „Friedrich d. Gr. und die deutsche Aufklärung“ S. 106 deutet ihr Gemeinsames an.) Müller selbst wollte zwar zunächst von dem Vergleich nichts wissen und machte sich recht lustig darüber (an Bonst. 2. Nov. 81), aber er besteht doch zu Recht, und zwar in einem noch weit genaueren Sinne, als damals der Kritiker schon übersehen konnte. Auch Klopstock bringt der deutschen Poesie zunächst fremde Stilideale entgegen. Dann aber löst sich sein Hexameter zum freien Rhythmus, er erfaßt das Wesen der deutschen Sprache als nicht quantifizierend, sondern durch den Akzent bestimmt. Von seiner Prosa bemerkt es Jean Paul ausdrücklich, daß sie keine rhetorische Klangwirkung anstrebe: „Nur Klopstock, dieser Tonsetzer und Klangwähler in der Poesie, untersagt absichtlich seiner Mannesprose jede Schmeichelei des Ohrs.“ Dabei ist es sehr bedeutsam, daß diese formale Entwicklung mit der Abwendung vom griechischen Ideal und der Einnahme eines neuen, wenn auch vielleicht übermäßig deutschtümelnden Standpunktes Hand in Hand geht. Auch für Johannes Müllers Stil ist ein dritter Factor maßgebend: das zunehmende Verständnis für die ursprünglichen Schönheiten der deutschen Sprache. In den Berichten über seine Studien findet sich später, daß er Bodmers Ausgabe der „Minnesinger“ und die „Nibelungen“ liest, er reflektiert über den etymologischen Zusammenhang lateinischer und gotischer Sprache, er gebraucht Archaismen und Idiotismen, die er vorher ängstlich vermied, sei es aus Furcht, daß man ihn in Sachsen deswegen verlache, oder weil sein aufklärerischer Ehrgeiz ein Buch hervorbringen wollte, das von Europa gelesen und verstanden würde. Wiederum ist der formale Wandel nur Folge, nur Korrelat einer starken, geistigen Beeinflus-

sung: Rousseau hat auf den Geschichtsschreiber der Schweiz keinen geringeren Einfluß gehabt als auf die jungen deutschen Genies, seine Zeitgenossen. Wie Müller seine alten Schweizer nicht historisch-kritisch erfaßt, sondern als „edle Wilde“ nach Rousseaus Naturlehre konstruiert, so wird auch sein Stilideal von neuem modifiziert. Schon sein Zweck, monumentale Geschichte zu schreiben, hatte ihn dazu geführt, den Tatsachen selbst einen weiten Raum in seiner Darstellung zu geben und die pragmatischen Reflexionen zurückzudrängen. Jetzt, unter Rousseaus Einfluß, stößt er weit ins Gebiet romantischer Geschichtsschreibung vor: das bewegte Leben der Völker als pittoreskes Bild wird dargestellt, Tatsachenhistorie gegeben. So haben später die Romantiker unter dem Eindruck Chateaubriands und der Romane Walter Scotts Geschichte geschrieben. Seine natürliche Heimatliebe kommt Johannes Müller zu Hilfe: mit seinem Freunde Bonstetten durchzieht er die heimatlichen Täler, besichtigt die Schauplätze historischer Taten. So gibt er seinem Werke „Lokalkolorit“, so entstehen die Schlachtschilderungen, die ihm mehr und mehr wichtig werden. Aus den Chroniken sucht er alte, herzhaftte Wendungen und gibt sich gerne in der naiven Sprache früherer Jahrhunderte; auch damit einen romantischen Grundsatz vorwegnehmend, daß frühere Zeiten nur im Stile ihrer Literatur adäquat darzustellen seien. Hatte er sich vorher gefreut, man werde ihn wegen der gravitas seiner Rede für einen alten erfahrenen Schultheißen halten (an seine Schwester 17. Dez. 74), so möchte er jetzt, wenn auch nur in der Sprache, ein Tschudi sein.

Es wäre ein Fehler, wollte man in der Dreiteilung meiner Darstellung zugleich eine stetige Entwicklung Müllers vom reflektierenden Pragmatiker auf dem Umweg des römischen Rhetors zum wahrhaft deutschen Historiker erblicken, der am Schluß seiner Laufbahn seinen nationalen Stoff mit einem ebenbürtigen, erdgewachsenen Stil zu meistern gewußt hätte. Müller war viel zu wankend, dem Eindruck des Bedeutenden jeder Richtung zu sehr preisgegeben, dazu vielleicht außer Stande, die Gegensätzlichkeit seiner Stilideale logisch zu erfassen, um eine solche Wandlung konsequent durchzuführen. Rückwärts blickend und vom Standpunkt der Entwicklung der Historiographie überhaupt ist man nur allzuleicht versucht, eine solche klare Linie zu ziehen. Aber sie wäre konstru-

iert, die methodische Gliederung darf nicht mit dem historischen Fortschritt verwechselt werden. Schon 1780 bei der Korrektur seiner ersten Ausgabe schreibt Müller (an Bonst. 19. Jan.): „... so viel wird abgeschnitten, simplifiziert und gemäßigt, besonders verschwindet alles Oratorische, weil nichts dem Kredit eines Geschichtsschreibers nachteiliger ist“, verwirft also Pragmatismus und römische Rhetorik. Dann aber finden wir 1791 (an Frau Brun, Aug.) die Klage „... toute l'histoire, qu'on cesse de considérer comme une source de leçons politiques ...“. Und auch die Alten sind noch lange nicht abgetan: „wenn ich sie (die Schweizer Geschichte) schreibe, will ich nichts anderes lesen, als die alten Geschichtsschreiber“ (an Bonst. 1. Mai 79). So auch der feurige Ausruf: „Thucydides der Große, der in seiner Art einzige, der Fürst der Geschichte“. Es wird also im folgenden bei jeder einzelnen Erscheinung zu untersuchen sein, ob und wie weit sie den skizzierten Fortgang spiegelt oder eine rückläufige Bewegung darstellt.¹

Noch einmal soll Klopstocks Entwicklung den Maßstab zum Vergleich abgeben. Müller geht von den Ideen der Aufklärung aus, dagegen bezeichnet schon Klopstocks Auftreten die scharfe Ablehnung dieser Epoche. Müllers Entwicklung greift also weiter zurück. Der Reformator der Poesie und der, doch nur vermeintliche, Neuerer der Prosa treffen sich in dem fremden klassischen Stilideal, das sie ihrem Stoff von außen entgegen bringen. Beide suchen dann den Weg zu Konformität von Stoff und Stil, aber während Klopstock den Bruch mit der Antike schroff vollzieht, bleibt Müller, ein ewig Zaudernder, auf halbem Wege stehen.

1. Es zeigt sich hier auch der problematische Wert der Aussprüche Müllers in seinen Briefen. Er pflegte Dinge, die ihm zweifelhaft waren, nicht in vorsichtigen Worten zu erwägen, sondern sich in seinen Briefen bald im einen Sinn, bald im anderen, ganz entschieden auszusprechen. Das darf über die dahinter verborgene Unklarheit nicht täuschen. Dennoch behalten die Briefe ihren starken Quellenwert, indem sie auf jeden Fall die Probleme anzeigen, die Müller beschäftigten (auch wenn man der einzelnen Entscheidung nicht glaubt); außerdem kann man durch vorsichtiges Vergleichen vieler Äußerungen meist zur wahren Meinung Müllers vorstoßen oder einen evtl. Wandel konstatieren. — Von der Bewunderung der Zeitgenossen für die Briefe wird noch die Rede sein.

II. Der pragmatische Stil.

Stellung zur deutschen Sprache.

Johannes Müller hatte von Hause aus kein herzliches Verhältnis zur deutschen Sprache. Sein Erstlingswerk, das bellum Cimbricum, schrieb er lateinisch; noch nach dem Erscheinen seiner „Geschichten der Schweizer“ 1780 bedurfte es des ernsthaften Zuspruchs des hessischen Ministers Schlieffen in Kassel, um Müller zur Fortsetzung seines Werkes in deutscher Sprache, nicht in französisch, zu bewegen. Eine doppelte Ursache hierfür ist festzustellen: Als Schweizer sprach Müller kein „fehlerfreies“ Deutsch,¹ und er war, wenigstens in jungen Jahren, zu sehr Rationalist, um sich über gewisse grammatische Mängel mit der Schönheit und Kraft seiner Schweizer Sprache zu trösten. Die Sprache Sachsens ist für ihn der Canon des Richtigen, ganz wie es Gottsched verlangt hatte (an Fübli 8. Juni 84). Allerdings beherrschte er zunächst das Französische noch viel weniger. Jedoch die Schönheit dieser Sprache zieht ihn an, er nennt sie „meine liebste Sprache“ (an Bonst. 19. Mai 73). Aber hinter der Begeisterung für die fremde Sprache steckt auch ein sehr rationaler Grund: „Wenn ich aber die vortrefflichste Geschichte unserer Nation schriebe, so würd' ich den Auswärtigen nichts bekannter. Um dies zu werden, muß man über allgemein interessierende Gegenstände, nicht in der deutschen, sondern in der Europäischen Sprache schreiben“. Deutlicher könnte die Gleichgültigkeit des jungen, universal gerichteten Aufklärers gegenüber seiner Muttersprache kaum ausgedrückt sein. Er hätte also damals eine Geschichte der Schweizer schreiben können in einer Sprache, die den Schweizer Bauern unverständlich war. Dieser Standpunkt mußte sich natürlich ändern in dem Augenblick,

1. Der Einfluß Gottscheds war doch so stark, daß sogar die meisten Schweizer ihre Sprache für minderwertig hielten. So ließ sich z. B. Müller von Gleim korrigieren. Abbt leistet sich im 320. Lit.-Brief nicht ohne etwas Dünkel den Ausfall; „daß einige Hrn. Schweizer vielleicht besser täten, erst unsere Konjugationen recht zu lernen, ehe sie uns unseren Imperativus verändern.“ Selbst A. W. Schlegel im Aufsatz „Die Deutschen Mundarten“ (Prometheus I 73) beginnt eine Verteidigung der Schweizer Mundart mit der Konzession: „Das schweizerische Deutsch ist übel verrufen. Nicht ganz mit Unrecht“.

da er monumentale Geschichte schrieb, mit der er sich an seine Volksgenossen und nicht mehr an das gebildete Europa wandte. Mit dem romantischen Ideal stilechter Darstellung vertrug sich die fremde Sprache erst recht nicht. So zeigen denn auch Müllers spätere Äußerungen eine zunehmende Wertschätzung des Deutschen: „die deutsche Sprache wird für mich täglich schöner; so stark und reichhaltig ist unter allen Sprachen keine; ich halte dafür, das Französische werde verlieren wenn die deutschen Waffen einst wieder über die Welt einherbrechen werden.“ (an Bonst. 15. Dez. 78). — „Uebrigens lese ich alles Gute der deutschen Literatur und fühle, daß ich deutscher Schriftsteller werde“ (an Bonst. 11. April 81). — „Viele Alte haben in fremden Sprachen geschrieben, und sind nicht mehr. Das Deutsche werde ich nicht mehr vergessen: die Waffen Josephs werden es auch ausbreiten; es wird sich zum Französischen einst verhalten, wie das Lateinische zum Griechischen.“ (an Bonst. 20. Sept. 83). Die grundsätzliche Stellung Müllers zur deutschen Sprache zeigt also deutlich seine ursprünglich aufklärerischen Tendenzen, jedoch ist gerade hier die Fortentwicklung ziemlich entschieden zu konstatieren. Nur im Jahre 1780/81, als Müller in Berlin weilte, in der Hoffnung, von Friedrich dem Großen angestellt zu werden, gab er die „Essais Historiques“ französisch heraus. Das ganze Heft war so angelegt, daß es des Königs Aufmerksamkeit und Wohlwollen auf den Verfasser lenken mußte. Hier paradierte Müller mit allen Künsten der Pragmatik, hier suchte er mehr denn je Voltaires witzigen Stil zu kopieren, und hier schrieb er folgerichtig französisch. Hätte er doch schwerlich hoffen können, vom König sonst überhaupt gelesen zu werden! Von diesem Gesichtspunkt bedeuten also die „Essais Historiques“ von 1781 einen Rückschritt gegenüber der ein Jahr früheren Schweizer Geschichte.

Reflexionen.

Eines der wesentlichen Merkmale in den Darstellungen pragmatischer Geschichtsschreiber ist der breite Raum, den die Reflexionen bei ihnen einnehmen. Auch in Müllers Werken sind Raisonnements aller Art eingestreut und legen Zeugnis ab von dem Einfluß aufklärerischen Geistes auf ihn. Fast jeder Historiker wird natürlich an gewissen Stellen seine Erzählung unterbrechen, um selbst hervorzutreten und durch kritische Betrachtung den Gegen-

stand zu klären; er kann auf diese Weise sogar eine deutlichere Anschauung früherer Verhältnisse vermitteln, als es eine noch so genaue Détailschilderung vermöchte. Aber die Reflexionen des Pragmatikers entspringen keineswegs immer der Sache, sie dienen weniger, die historische Vergangenheit aufzuhellen, als gewisse Maximen auszusprechen, die der Verfasser als vorgefaßte Meinungen seinem Stoff entgegenbringt. In diesem Sinne schreibt Müller an Bonstetten (12. Apr. 76), indem er seine Arbeitsweise beschreibt: „... endlich aus meinen Papieren den Auszug des Anfangs unserer ewigen Bünde verfertigt, mit Bildern beleuchtet und durch Prinzipien verbunden habe.“ Historische Fakta und grundsätzliche Ueberzeugungen hat er gewissermaßen in verschiedenen Säcken, aus denen er passende Stücke herausholt und zusammensetzt: das nennt er „Komposition“.

Wie wenig wichtig ihm manchmal das tatsächliche historische Geschehen schien, beleuchtet auch der Satz: „Entkleiden Sie die Historie von Namen und Jahreszahlen, und betrachten Sie dieselbe als eine Allegorie, welche unter der angenehmen Hülle der Erzählung Sie von Ihren Pflichten, und noch viel mehr . . . von der praktischen Klugheit unterrichtet“. (an Bonst. 12. April 76). Und das Extrem dieses Standpunktes drückt er am 30. Januar 77 aus: „Il ne s'agit pas d'écrire des histoires; il faut trouver les principes d'une nation dans la conduite de ses pères et dans les anciennes annales.“

Wahrhaft politische Reflexionen sind deshalb bei Müller selten. Vergleichsweise sachlich scheint es, wenn er aus dem Schicksal der Helvetier den Satz ableitet: „Man kann es nie zu viel sagen: große Monarchien vergrößern sich zu eigenem Untergang, sie fallen, sobald sie niemand mehr fürchten.“ B. 74. — Die Stellung des späten Rom zu den Barbaren charakterisiert er treffend: „Ein starkes Reich kann viel vergeben, Rom durfte nicht mehr.“ B. 69. — Die Winkelried-Tat verallgemeinert er: „Gegen die Geschicklichkeit im gewohnten Handgriff schien kein Mittel als ein ungewöhnliches, das in Erstaunen setze“ A 422 und macht daraus einen Grundsatz der Kriegswissenschaft. — Die Fürsten warnt er: „Quand les grands oublient ce qu'ils sont et qu'ils pensent comme des par-

ticuliers, tout est perdu“ EH 34. — Beim Vergleichen römischer und germanischer Verfassungen findet er den höheren Gesichtspunkt im Wesensunterschied der Völker: „Daher hatten sie nicht, wie die Römer, viele künstliche Gesetze wider feine List, sondern kurze Verbote des Mißbrauchs der Stärke.“ B 156.

Oft werden die Verallgemeinerungen so weit, daß sie kaum überhaupt noch etwas zu sagen haben, etwa ein generelles Urteil über die Erhaltung der Schweizer Freiheit: „Helvetien ist ein Land, welches für seine Einwohner streitet. Nach der Natur desselben sollten die Helvetier niemals jemandem dienen und niemals jemanden beherrschen.“ B 19. Die Bemerkung trägt hier nichts bei zur Erläuterung der erzählten historischen Begebenheiten, sondern sie spiegelt nur Müllers Grundtendenz, „von der Erhaltung der Freiheit“ zu schreiben. Meist sind seine Raisonsnements nicht politisch, sondern moralisch; sie verbreiten sich über die menschliche Natur: von der unebenbürtigen Gemahlin des Burgunderkönigs Sigmund erzählt er: „Diese, weil alle unverdiente Standeserhöhung stolz macht, warf einen Haß auf den Prinzen Siegreich“ B 123. — Gern bedient er sich der Parenthese, indem er selbst damit andeutet, daß seine Betrachtungen nur sehr bedingt in eine historische Darstellung gehören; so: „(Weil so wenige Menschen ganz böse als ganz gut sind)“ A 126/B II 73 — „denn (wie gemeiniglich wo Gewalt für Ueberzeugung gelten muß) viele gnostische, viele arianische Meinungen waren verdammt, aber nicht vergessen“ B IV 236. — Wiederum eine Bemerkung, die der historischen Erkenntnis schwerlich dienen kann: „Arbeit ist Genuß, weil sie (worin alles Vergnügen besteht) uns unsere Kraft fühlen macht“ A 218/B II 171 f. Das Wort „gemeiniglich“ muß, wie in mehreren schon zitierten Beispielen, dienen, die schwankende Brücke zwischen Tatsache und Reflexion zu schlagen: „Der Mensch geht in seinen Entschlüssen gemeiniglich aufs Aeüßerste, und wenn es auf die Tat ankommt, bleiben die meisten mittelmäßig, weder ganz gut, noch ganz böse“ B 136. — „Die Lehrgebäude . . . sind außer Gebrauch, wie gemeiniglich was erborgt wird.“ A II. Unser Historiker allerdings war der Ansicht, daß er durch Zurückführen des historischen Geschehens auf allgemein menschliche Qualitäten seine Sache sehr deutlich mache: er setzt sein Raisonnement in einen Kausalsatz:

„Weil aber bloße Freiheitsliebe wider Kriegskunst selten sieghaft ist, wurden . . . die Rhätier unterjocht.“ B 43 — „... weil die Schwierigkeit aller Pässe Grenzen hat, nicht aber die Geschicklichkeit guter Generale“ A 3. Müller interessierte sich sehr für die Kriegswissenschaft, er glaubte ihre Kenntnis sei dem guten Historiker unentbehrlich. Aber das letzte Beispiel zeigt, wie auch hier die Beurteilung aus dem Wesen des Menschen heraus die sachlichen Gesichtspunkte verdrängt. So auch: „Valentinianus ließ den ganzen Rhein befestigen, als vermöchten hinter starken Mauern schwache Männer die Behauptung eines Reiches“ B. 79.

Schlimmer, ja vom Standpunkt eines sachlichen historischen Stils verwerflich, sind aber Binsenwahrheiten wie: „Macht kommt nie vom Land, sie kommt von dem, der es beherrscht“ A 406. Vor allem auf den ersten Seiten der umgearbeiteten Ausgabe von 1786 verleitet den Historiker das Streben nach einem imponierenden Auftakt zu Floskeln: „Es geschah nach der bewunderungswürdigen Zusammenordnung der menschlichen Dinge . . .“ B 10, und überflüssigen Philosophemen: „Feuer und Eisen (bewunderungswürdige Werkzeuge des Guten und Bösen) . . .“ B 6 — „doch das menschliche Geschlecht ist von gestern und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufs der Natur“ B 3.

Und noch eins: oft waren Müllers Reflexionen nicht originell. Wie überhaupt in dieser Arbeit versucht werden soll, die Einflüsse der Aufklärung bei Müller als Bildungsgut darzustellen, das seinem eigentlichen Wesen nicht gemäß ist, so läßt sich auch hier bei einer Reihe von Stellen nachweisen, woher sie übernommen sind. Er war kein selbständiger politischer Denker, überhaupt kein Mann der scharfen Logik, und nur der Zeitgeschmack machte ihn glauben, er müsse seine Darstellung „durch Prinzipien verbinden“. Was also bei Voltaire Errungenschaft und Fortschritt der historischen Methode war, ist es bei Müller keineswegs. Seine Verdienste liegen in anderen Dingen. Vor allem die antiken Pragmatiker, Tacitus, und die philosophische Einleitung zu Sallusts *Bellum Catilinae* werden immer wieder geplündert. Müller variiert den alten Römerspruch „*si vis pacem, para bellum!*“ wenn er sagt: „Weil der Schrecken des Krieges der gerade Weg ist zu einem guten Frieden“ B II 451 — „Man lernt aus diesen Zeiten, daß der Verfall der Ge-

setze und Sitten zum Untergang einer Nation mehr tut als die Niederlagen“ B 68. Ist das nicht Taciti Tendenz? — „Was viele gute Feldherren bemerkt haben, wurde in derselben Stunde bekräftigt, nämlich daß die Augen und Ohren am ersten überwunden werden“ A 105. Ebenso B II 35, dort wird jedoch in Anmerkung 114 auf Tacitus Germ. 3 u. 43 verwiesen. — Nun Sallust: „Die ewige Ordnung ist, daß der Geist den Körper beherrsche“. B IV 216 — „... sodaß gemeine Wesen entstanden; durch letztere unterscheiden sich Menschen von dem Vieh“ A 147 — „Menschen, welche sonst in tierischer Unwissenheit ihre Lebenszeit hinschlummerten“ B 11, vgl. „... ne vitam silentio transeant veluti pecora“ bell. Cat. I, 1. — Von dem Sieg des Marius über die Teutonen sagt Müller: „Der ... Sieg, der dem Geist über Körper zu erlangen geizt“ B 18. — In den EH S. 40 ebenso wie in der Schweizer Gesch. finden sich Variationen über Tac. Germ.: „reges ex nobilitate, duces ex virtute sumebant“. Und wieder Sallust: „Wenn jede Herrschaft am besten behauptet wird vermittels eben derselben Eigenschaften wodurch sie begründet worden, ...“ A XVI, A 163, S. 67 f. in B III. wird in Anm. 130 auf Sallust bell. Cat. verwiesen. Wackernagel, der alle Reflexionen in der historischen Darstellung gemieden wissen will, und sie höchstens zu Anfang und Ende zuläßt, findet, daß der Beginn des Catilinarium „bei allem Prunk so triviale Betrachtungen“ (S. 326) enthalte. Was soll man da von dem Nachahmer sagen? — Bei der Betrachtung der germanischen Sitte des Zweikampfes holt sich Müller seine Meinung bei Justus Möser, Osn. Gesch. Bd. I S. 34, und nur der Hieb auf die Advokaten ist neu: „Aber von Alters kam das Meiste auf Stärke und Geschicklichkeit an, und sie waren doch nicht ohne eigene Schuld unglücklich; wir bezahlen Sachwalter für den Ruin unseres Glücks“ B 138. — B 561/C 595 spricht Müller von der Ausdehnung des Hauses Habsburg: „Der Untertan einer wachsenden Macht bezahlt meistens unter dem Schein besserer Ordnung ihren Glanz und ihren Fortgang“. Die Parallelstelle steht diesmal bei Voltaire I S. 100, der zu der Eroberungspolitik Ludwigs XIV. bemerkt: „Le peuple vainqueur ne profite jamais des dépouilles du peuple vaincu; il paye tout: il souffre dans la prospérité des armes comme dans l'adversité ...“ — C 136 f. findet sich die Theorie von dem notwendigen Kreislauf der Verfassungen, die schon von Polybius ausgebildet

wurde. (cf. Moritz Ritter S. 42). Dieselbe Theorie ein zweites Mal breit ausgeführt C 571. — Ob das Plagiat sind oder nicht, steht hier nicht zur Diskussion. Nur zeigen die Beispiele deutlicher denn irgend etwas, daß es Müllers Sache eigentlich nicht war, wirklich fruchtbar über historische Fakta zu reflektieren und auf diese Art seine Darstellung zu beleben. Seine ursprüngliche Kraft liegt im Erzählen.

Schon bei den bisher zitierten Belegen ließ sich mehrfach feststellen, wie manche Reflexionen die verschiedenen Umarbeitungen der Schweizer Gesch. überdauert haben und immer wieder erscheinen. Trotz Müllers späterem Stilideal vom „Fluß der historischen Darstellung“, trotz seiner zunehmenden Begeisterung für die „Simplicität“ von Caesars Tagebuch gelangt er nie zu einem rein erzählenden Stil. Manches Raisonnement wird ganz schematisch übernommen, und erscheint in B an einer Stelle, wo es überhaupt nichts zu sagen hat, weil die sonstige Anordnung gegenüber A verschoben ist (A 32/ B 408). Die völlige Neubearbeitung B zeigt gegenüber A überhaupt nur in gewissen Schilderungen und Reflexionen Uebereinstimmung, z. B. A 59/61 = B 563/65. Auf Drängen mancher Freunde, etwa Bonnets (an Bonst. Jan. 77, 24. Febr. 78, auch wenn er behauptet, Bonnets Ratschläge nicht zu beachten: an Bonst. 6. Febr. 78) kommt unser Historiker sogar dazu, manche neue Betrachtung in B einzufügen, z. B. spricht er A 212 nur in Andeutung über das Kriegswesen, dagegen B II 165 breit ausgeführt. — B II 38 f. verbreitet er sich über die Art des ewigen Bundes, die Bemerkungen fehlen an der Parallelstelle A 109. Deshalb kann ich die Reflexionen in Müllers historischer Darstellung für meine Behauptung in Anspruch nehmen, daß zu seiner anfänglichen, angelernten Methode zwar neue Stilideale treten, die indessen die alten Formen nicht verdrängen können. Eine unbedingte Entwicklung findet nicht statt. Müller selbst bezeichnet einmal sehr treffend, wie eine Synthese sich hätte gestalten müssen: an Bonstetten (21. März 76) schreibt er, er wolle Taten und Prinzipien in die Erzählung einflechten, „sans que personne s'en doute“. Indessen lassen sich kaum Beispiele dafür finden: — Die knechtische Verehrung der römischen Freigelassenen, die nach Helvetien als Steuereinnahmer kamen, geißelt der Historiker einmal, indem er mit fünf Worten an den früheren hel-

denhaften Führer der Helvetier und Besieger der Römer erinnert: „... Die Städte warben um ihre Gunst und richteten ihnen Denkmale auf. Divico hat nur seinen Sieg.“ B 48. Diese stolze Gegenüberstellung sagt allerdings mehr als die breiteste philosophische Tirade. Nur ist ihm das nicht oft gelungen.

Reflexionen als Schlußformel.

Können Müllers eingestreute Betrachtungen nicht als wertvoll gelten vom Standpunkt der historischen Darstellung, d. h. des Problems, wie der geschichtliche Stoff zugleich sachlich und künstlerisch befriedigend zu formen ist, so gewinnt man eine ganz andere Ansicht, sobald man sie als Elemente zur Gliederung der Diktion betrachtet. Der Numerus der Rede prägt sich gerade in den Reflexionen besonders deutlich aus. Jean P a u l sagt von der Prosarhythmik: „Immer bleibt die Gesetzgebung des Wohlklangs für die ungebunden umherirrende Prosa schwierig, und leichter eine bloß verbieternde des Uebelklangs läßt sich geben und befolgen. Höchstens vom Ende des Perioden mag das Ohr, wie überhaupt von Musik-Enden, einiges Trillern begehren.“ Das läßt sich noch etwas verallgemeinern und auf das Ende der Absätze und Kapitel anwenden. Johannes Müller liebt es, die Erzählung eines Gegenstandes mit einer Sentenz abzuschließen. Beim Lautlesen wird die Wirkung des Kunstmittels noch deutlicher. Die Stimme bringt gleichmäßig laut den „Fluß der historischen Begebenheiten“; um dann mit erhobenem Ton den „Schlußfall“ vorzutragen, eine Verallgemeinerung, ein Raisonnement, meist in kürzester Form. So wird die laudatio auf Friedrich den Großen in der Vorrede zu A (S. XVI) abgeschlossen mit dem lapidaren Satz: „Immer waren Glück und Ruhm Folgen der Beharrlichkeit“. Der Tatentrieb Rudolphs von Habsburg wird abschließend beurteilt: „... weil die furchtbarsten Potentaten diejenigen sind, welche genug besitzen, um Taten zu wagen und nicht genug, um sich dem weibischen Hofleben ergeben zu dürfen;“ A 61. Derselbe Fürst ist am Schluß des 17. Kap. in B gemeint: „Ein Mann von großem Verstand, welcher ein guter Mann zu sein schien.“ B 565. — Einen knappen Excurs über die Entwicklung der Verfassungen seit dem frühen Mittelalter schließt Müller in Hinblick auf den Absolutismus: „Aber gewaltsame Verfassungen tragen den Keim des Unterganges in sich selbst.“ B 135 — Ueber zwei Ritter, die von der Parteiwut getrieben einen geweihten

Kelch verkauften, bricht ein schnelles göttliches Strafgericht herein. Müller endigt seinen Bericht: „Wo jeder furchtbar ist, muß etwas heilig sein.“ B 541. — Hier überall ist die gliedernde Kraft des plötzlich veränderten Klanges weit wichtiger als die sachliche Bedeutung dieser Bemerkungen. Vollends den Schluß des 6. Kap. (B 81) kann man nur mit einem musikalischen Vergleich erfassen. Das Kapitel behandelt die römische Kaiserzeit; es schließt: „Rom fiel durch sich, hierauf durch jeden Feind. Erst wurde das Kaisertum verhaßt, nachmals verachtet, alsdann gestürzt. Große Staaten fallen unbedauert, weil gemeiniglich durch eigene Schuld.“ Mit Sätzen hart wie Paukenschläge wird das gewaltige Thema beendet. Dann aber hebt noch einmal eine große Periode von 15 Zeilen an, die Blüte der Völker in Freiheit, ihr Verfall unter der Despotie wird gegenüber gestellt. Das Gesichtsfeld weitet sich noch einmal: „So ist leicht einzusehen, daß wir kein Unglück mit entschlossenerem Abscheu und angestrongterer Gewalt zu verhindern haben, als die Herstellung einer Weltmonarchie.“ Wie in einer Coda wird mit ein paar großen Griffen an das Grundthema erinnert.

In B lassen sich solche Beobachtungen über den Rhythmus weit häufiger anstellen als in A. Müller hatte anfänglich wenig Sinn für Klangschönheit, er schreibt (an Füßli Okt. 72): „Ohnehin forsch' ich auch bei Dichtern mehr Gedanken als Tönen und Rhythmen nach.“ Wie überhaupt die harte, abgerissene Diktion seiner ersten Bearbeitung allmählich flüssiger und gefälliger wird, muß später noch dargestellt werden. Das zunehmende Gefühl für rhythmische Gliederung der Perioden, für den Numerus der Prosa, ist ein Symptom dieses Vorgangs.

Nicht immer ist dieser rhythmische Absatz- oder Kapitelschluß eine Reflexion, und die anderen Arten sollen hier gleich mitbehandelt werden. Die epische Vorausdeutung ist ein alter Kunstgriff zur Erzielung eines gerundeten Schlusses.¹ Kapitel XIV schließt: „Als Rudolph mit seinen Freunden dessen froh war, glaubte er sich nicht bestimmt noch zu weit größeren Tagen“. — „Der kiburgische Krieg, durch den Krieg wider Soloturn veranlaßt, nahm dieses Ende. Der Thorbergische Frieden war noch nicht gebrochen worden“ (Ende von Kapitel V in B II). — An anderen

1. so schon Tacitus Annalen I, XI, XIV, cf. Norden, S. 328.

Stellen wird eine *T a t s a c h e* ganz knapp konstatiert: „Seine (sc des Sees) fruchtbare Ufer erheben sich sanft aus Wiesen in Kornfeld; oben stand Wald“ A 418. — „Alles dieses wurde unter den Augen des Herzogs ausgeführt; er bewegte seine Macht“ B II 429. — „... Hierauf schlug der Adel die Wagenburg“ A 206, in B noch knapper: „... der Adel schlug eine Wagenburg“ II 156. — Fast platt erscheinen Unterstreichungen, wie: „So war der Staat Leopolds“ B II 398. Oder „Staat und Leben waren so unter den Mervingen“ B 127, aber sie beweisen, was ich beweisen will: nicht als Gedankenprodukt, als klanglicher Wert sind diese Schlußformeln von Bedeutung. Sogar das einfache Nennen des Datums kann die beabsichtigte Wirkung tun: „Denn sie hatten einander versprochen, ferner zusammen zu halten. Sonntags den 7. Jänner.“ (Ende von Kapitel VI in A). — „Also trug sich dieses zu, die anderen schwiegen und winternten ihr Vieh; das dreizehnhundert und siebente Jahr wurde so vollendet.“ A 81 f. — noch lapidarer in B 614 „Die Verschworenen schwiegen still. Das dreizehnhundert und siebente Jahr wurde vollendet“. Mit einer frappierenden Ellipse: „Sie wandten um und hielten jenseits der Schanze an der Grenze des Tals, bestürzt über die Ereignis und ungewiß ihrer Sicherheit. Am sechsten Tag nach verflossenem Stillstand.“ A 434. —

Pointen. (Concetti).

Als zweites Kennzeichen des Einflusses aufklärerischen Geistes erscheint Müllers Hang zu zugespitzter Diktion. Bei *Schlözer* allerdings hatte er diese Feinheiten schwerlich gelernt, der Göttinger Historiker hatte wenig Sinn für elegante Formgebung. Das trug ihm dann auch den Vorwurf seines Schülers ein: „Schlözer ist gelehrt, wie Du weißt, aber wirklich ohne Geschmack, und ohne ein gewisses Gefühl, das den Geschmack gibt, und im Leben anmutig macht; ich ging in seine Kollegien: da ist er auch so; gelehrt, aber ohne gravitas, ungezogen in Ausdrücken.“ (an Bonst. 25. 9. 81). Aber in *Voltaire*s Stil waren die tausend geistreichen Einfälle zu finden, die prickelnde, schäumende Laune, die zu Paradoxien und sprachlichen Kühnheiten trieb, und die mit Müllers anderem Stilideal von antiker gravitas und Simplicität sonderbar genug kontrastierten. Oft liegt eine versteckte Antithese hinter solchen Wendungen: „Der Untergang der Wissenschaften kam nicht sowohl von den Barbaren als von denen, welche sich weise deuchten.“

B 108. — „Es ist unmöglich, daß über alle herrsche, wen alle hassen.“ B 570, oder es verbirgt sich eine Kritik und ein Spott darin: „Die Steiermark . . . gab er dem Abt Heinrich von Admont, welcher niemand lieb war als ihm“ B 569 — Kaiser Valentinians Versuch, die Burgundionen gegen die Alemannen in den Krieg zu treiben, beurteilt Müller: „Aber war zu hoffen, daß die Deutschen um n i c h t s unter sich lieber als wider den Kaiser u m d i e s ü d - l i c h e Welt würden streiten wollen“. B 79. Das Verständnis der Pointe ist noch dadurch schwierig, daß chiastische Stellung auftritt. — Die häufige Beschäftigung mit der französischen Sprache hat sicherlich ihr Teil an der Neigung zu zugespitzter Redeweise. So zitiert Müller mit offensichtlicher Freude *Montaigne*, der Caesars kluge Milde gegenüber den besiegten Helvetiern geistreich paraphrasiert „ . . . ne leur donnant autre garnison que la mémoire de sa douceur et clémence“ B 34 Anm. 37. In den „*Essais Historiques*“ bewirkt das leichtere Thema und die französische Sprache, daß Müller weit mehr Spielerisches im Stil zeigt als in der Schweizer Geschichte: So die gesuchte Paradoxie „dans le 14. siècle les nations n'eurent rien de commun que des changemens continuels dans leurs constitutions“ EH 33.

Die zugespitzte Rede führt Müller zum häufigen Gebrauch von Polyphton und Annomination, und schließlich zum Wortspiel. Polyphton: „Ses armes auraient provoqué leurs armes“ EH 23 — „Ce genre d'ouvrage devint plus rare quand la liberté se perdit, et se perdit quand la liberté fut oubliée“ EH 64. — „Damals erschien der große Attila, vieler Könige König“ B 88 — „Seinerseits ließ der Hausmeier aus Kriegen Kriege entstehen“ B 170 — Annominatio: „Durch undisziplinierte Truppen bleibt auch dem Räuber kein Raub“ A 35 — das Beispiel fehlt zwar an der entsprechenden Stelle in der Umarbeitung, kommt dort aber B 480/C 508 wieder vor. Müller konnte das Vergnügen an Geistreicheleien nicht leugnen, so gern er es manchmal wollte. — Wortspiele: „Denn es war den Franken weniger daran gelegen, daß der König ein Reich, als daß das Reich einen König habe.“ B 169 — „ . . . Albrechten zu zeigen, daß wer nichts fürchtet, furchtbar ist, wer er immer sein mag.“ B II 6 — „Worauf der Erlach so gesprochen: „Herr Graf, Ihr sagt, ich sei e i n Mann, als einen M a n n will ich mich zeigen.“ A 207/B II 159. Eine umständliche, eigentlich lahme Pointe dieser

Art findet sich B 427 Anm. 92, wo das Wort „Freie“ erklärt wird: „Alter Name deren, welche Frei h e r r e n wurden zur Zeit als der ganze Mittelstand in Freiheit kam“. Statt einer klaren Sacherklärung bringt Müller ein Wortspiel. — Ein starker Hohn liegt dagegen in der Wendung „auch die Liebe machte sie nicht beliebt“ A 75, mit der Müller das verunglückte Werben einiger habsburgischer Burgvögte um Schweizer Frauen verspottet. (An der Parallelstelle B 607 fehlt das Wortspiel). Das beste Bonmot Müllers findet sich aber in seinen Briefen an Bonstetten: „Mein Freund, ich sehe, daß die Freiheit eine göttliche, die Freiheiten eine sehr böse Sache sind.“ 26. Juni 78.

Mit einiger Vorsicht kann man behaupten, daß die Wortspiele in den späteren Partien von Müllers Werk zwar nicht verschwinden, aber doch seltener werden. Diese Blüte des französischen esprit widersprach doch seinen neuen Begriffen von Stil- und Sprachschönheit gar zu sehr. Wir finden A 81 „also wurde der Himmel verborgen, die Tiefe entblößt“ aber dagegen B 613 „mächtig rauschte der Abgrund und schaudervoll tönte durch die Felsen sein Schall“; in A eine pointierte, in B eine romantisch-pathetische Schilderung der Fahrt Geßlers über den stürmischen Vierwaldstätter-See. In A 120 steht: „Das Volk . . . führte Klagen, die nicht in Tränen schlossen, sondern in Entschlüssen“, dagegen B II. 69 „ . . . mit lauter Bejammrung des Verderbens der alten Luzern“. Abgeschwächt wird die Pointe aus A 110 „ . . . Gaster hat oft im Frieden Feindschaft, Glaris auch im Krieg den Schweizern Freundschaft bezeugt“, dagegen B II. 40/C II 47 „So war oft in Kriegen Freundschaft mit Glaris, und in Friedenszeiten Feindschaft mit Gastern.“ Dennoch fehlt auch hier das Gegenbeispiel nicht: „da dann die Luzerner ertranken, oder erschossen wurden, oder sich ergaben.“ Aber B II 23 „ . . . wurden die Luzerner durch mehr als einen Tod bezwungen.“ Hand in Hand mit dieser Wandlung geht eine starke Ablehnung alles „esprit“ in den Briefen und eine kräftige Polemik gegen Voltaire. An Bonst. (16. Jan. 78) äußert sich Müller sehr lobend über die Schreibart Friedrichs des Großen, „ausgenommen, wo Voltaire seinen seelenvollen Stil durch Epigrammen und Bonmots verdorben hat.“ Auch in den „Beobachtungen über Geschichte, Gesetze und Interessen der Menschen“, einer Sammlung von 2445 Bemerkungen Müllers aus seiner Genfer Zeit

1774/76, von denen ein Auszug in der Tübinger Ausgabe seiner Werke Bd. 15 mitgeteilt ist, finden sich ähnliche Äußerungen: „Ich sah ein kostbares Kamin, es gab aber Rauch statt Wärme; dieses Kamin, sprach ich, gleicht der heutigen Geschichtsschreibung der Franzosen.“ (S. 454). Und nur ein Wort nimmt einmal die andere Stellung ein: „Die allzugroße Aehnlichkeit gefällt, nach Sulzer, selbst an Marmorbildern nicht, und es mißfallen die allzuähnlichen Wachsabgüsse: so die Natur und Popularität des Ausdrucks ohne Grazie und Delicatesse.“

Kürze.

Von Anfang an strebte Müller danach, seinem Stil „edle pragmatische Kürze“ und Gedrungenheit zu verleihen. Auch hier fand er an Tacitus, dem großen antiken Pragmatiker, sein bewundertes Vorbild. Die Häufung von Adjektiven gibt Gelegenheit, vieles mit wenigen Worten zu sagen: „Der Herzog von Oesterreich selber im siebenunddreißigsten Jahr seines Alters, männlich, schön, voll Heldenfeuer, siegprangend weil er ganz neulich die rheinischen Reichsstädte besiegt, rachbegierig, durstig zur Schlacht.“ A 419/B II 432. — Er scheut eine kühne Wendung nicht, wenn sie ihm zur knappen Sprache verhilft: „Wenige Gesetze der Barbaren waren blutig“ B 120, d. h. wenige verhängten die Todesstrafe. — Kürze liebte Müller vor allem auch in der Charakteristik; hier ein Stück aus der des Herzogs Albrecht: „In der Verwaltung war er gerecht. Bitten hörte er nicht ungnädig, Forderungen pflegte er abzuschlagen.“ A 64. — In der ersten Auflage der Schweizer Geschichte ist die schroffe, herbe Diktion auf jeder Seite auffällig. Aber auch noch in späteren Partien. In einem Zollstreit verüben die Luzerner einen Ueberfall. Der Grund ihres Handelns und ihre Rechtfertigung steht nicht im kausalen Nebensatz, sondern wird ganz knapp formuliert: „Der Zoll war den Verträgen zuwider, ihre Tat hatten sie zuvor gedrohet.“ B II 419. — Ebenso aus dem 4. Band von B, S. 217: „Wo Licht und Feuer, da ist Leben.“ — Im summarischen Ueberblick zeigt sich unser Historiker als Meister der Kürze: „Nachdem Vespasian neun Jahre haushälterisch und klug, Titus für das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes zu kurz, Domitian aus Mißtrauen hart, aber nicht ohne Waffenruhm und Geist geherrscht, kam — (nach der kurzen Herrschaft Cocceius Nerva, eines tugendhaften Greisen) — die oberste Gewalt an Trajan.“ B 62, — Taten

kalter Grausamkeit, den tödlichen Ausgang seiner Helden berichtet Müller ganz knapp: „Hierauf wurden die Verbigenen niedergemacht.“ B 33. — „Cäcina ließ ihn töten.“ B 54. — „Da sandte der König seine Diener und ließ ihn umbringen.“ B 123. — „An diesem Tage, da die Leichname in dem Rheinstrom Furth machten, . . .“ B 78. — „Da soll . . . der König der Burgundionen gestritten haben; Attila erschlug ihn.“ B 88. — Der Unterschied zwischen der frühen und der späteren Behandlung solcher Szenen wird ganz deutlich bei der Erzählung des Mordes an König Albrecht, dem Habsburger. In A 26 nur die matte Feststellung: „Von dem König weißt man, daß er vierzehn Tage nach diesem durch den Herzog von Schwaben mit Beistand einiger Herren um das Leben gebracht worden ist.“ Dagegen in C II 11 ff. ein farbiger Bericht, der sich an malerischen Details nicht genug tun kann und solche noch in die Anmerkungen setzt, wo sie im Text durchaus nicht unterzubringen sind.

Jean Paul hat sich eingehend über das Problem der Sprachkurze ausgesprochen: „Sprachkurze muß dem Leser nicht längere Zeit kosten, sondern ersparen“ und weiter: „Zur Achtung gegen den Leser gehört ferner weit mehr ein langer Periode als zwanzig kurze. Den letzten muß er zuletzt doch selber zu einem umschaffen durch Wiederlesen und Wiederholen.“ § 85. — Eine gewisse Einseitigkeit liegt sicher in der Bevorzugung der Periode vor knapper Diktion in Parataxe; gerade Johannes Müller zeigt, welche Mittel der Stilisierung die Kürze bietet. Dennoch ging er in seiner ersten Auflage oft zu weit im Streben nach herber Einfalt. Vieles war völlig unverständlich, wurde in B aber meist sehr glücklich korrigiert: „ . . . der sein Land an das Hochstift Straßburg vergabet hatte, dessen ihn gereuen mochte.“ A 46. — Schwerlich wird man in dem Nachsatz den eigentlichen Sinn entdecken; erst in B 472 wird er verständlich: „denn er eilte, das ganze Erbgut von Kiburg . . . dem Hochstift Straßburg unveräußerlich zu vergaben: . . . nahm er sich selber die Macht, die Vergabung zu widerrufen“. — „Da wurde von dem Adel, s e i n e n G e f a h r e n, und vom Fortgang der Bürger gesprochen.“ A 49. Dagegen: „ . . . mit wichtigen Anmerkungen über den zunehmenden Trutz der Bürgerschaften und über den Fall des Ansehens der Herren von Adel.“ B 497. — „Doch haben strenge Strafen einigen Anschein“ A 75. — Deutlicher: „Bei den Strafen war doch ein Anschein strengen Rechts“ B 606. Manche

Härte bleibt dennoch bestehen: „Ihre alte Rache war ihm Anlaß dieses Todes“. B 125. — Einige Umarbeitungen allerdings können nicht gefallen. Die alte Kürze wird nicht zu breiterer Anschaulichkeit, sondern geschwätzig aufgelöst: „Die Luzerner untersuchten weniger was geschehen als was zu tun, . . .“ A 415 — „Die Obrigkeit von Luzern . . . glaubte . . . es gezieme bei so gestalten Sachen einer weisen Regierung nicht sowohl die Untersuchung des Geschehenen als durch die Zerstörung der benachbarten Burgen ihrer Feinde den Untertan zu bewahren.“ B II 421. — Häufiger aber sind die Fälle, wo es der Neubearbeitung sogar gelingt, die Sprache noch gedrungener zu gestalten und unnützen Umschweif zu beseitigen: „Als die 20 im Schloßtor angekommen, gab einer derselben das Zeichen, dadurch daß er in ein Horn stieß“ — „Als die 20 in dem Tor waren, stieß derselben einer in das Horn“. A 83/B II 2 „ . . . und steckte es an seinen Stock, welchen er gespitzt“ — „ . . . und steckte es an seinen gespitzten Stock“ A 83/B II 2. — „über die Manier kamen sie überein: . . .“ A 80, dagegen fehlt B 610 diese unnötige Einleitung, die Tatsache wird sofort gebracht. — „Von eben denselbigen Herren wurden die Waffen geführt und auch das Landgut verwaltet“ A 169 — „Es teilten zwei Sorgen das Leben des Adels, Landbau und Waffen.“ B II 145. —

Die Frage, ob er knappe, wuchtige Sätze oder eine flüssige Diktion anwenden solle, hat Müller während seines ganzen Schaffens lebhaft bewegt. Die Kürze im Ausdruck und im Satzbau kann naturgemäß ebensowohl im Dienste pragmatischer Urteile und Reflexionen stehen als einem monumentalen Stilwillen Ausdruck geben. Die hier angeführten Beispiele hätten deshalb auch im Kapitel vom Einfluß der Lateiner gebracht werden können; man denke nur an Cicero: „nihil est in historia pura et illustri brevitae dulcius“. Von den Römern aber ist Caesar solcher Stilisierung ganz entgegen, und die Auseinandersetzung „Tacitus oder Caesar?“, die sich in Müllers Briefen und seinem Werk spiegelt, wird uns noch zu beschäftigen haben. Erst das Hinneigen zu der Romantik (wenn man sein Vorausahnen gewisser romantischer Stilideale schon so nennen darf) entscheidet die Frage zu Gunsten des „Flusses der historischen Darstellung“. Jean Pauls theoretisches Urteil weist hier den Weg, es bezeichnet den Geschmack der Epoche, in deren Kreise auch Johannes Müller schon gezogen wurde. Schon am 13. Januar

1781 finden wir das Zugeständnis: „Les savans de Göttingue ont critiqué mon livre; ils ont eu raison de me reprocher le trop de bréviété“; aber die Zitate oben sind mit Absicht zum Teil aus weit späteren Bearbeitungen gewählt, um zu zeigen, daß das Problem für Müller noch keineswegs gelöst war, als er an seine zweite Bearbeitung ging.

Abstrakta und Kollektivbegriffe.

Abstrakta und Kollektivbegriffe sind bei Müller überaus häufig, denn sie geben die Möglichkeit zu knappen Formulierungen. Ihr Gebrauch nimmt in seiner Ausdrucksweise entschieden zu. Das lehrt der Vergleich: „Zwei Schwyzer mit ihren Weibern, Knechten undMägden“ A88 — „Zween Männer von Schwyz mit ihrem Hause“ B II 20. — Der Name des Landes tritt an Stelle des Volks (Metonymie, R. M. Meyer, S. 112): „Von Städten weiss dieses Land nichts“ B 392 — „Die armen Tiere, die der Orient braucht, um die Mühlsteine umzutreiben“ B IV 219 Anm. 11. — „Als der Entschluß Königs Gondebald bekannt wurde, murrte ganz Burgund“ B 109. — „Dieses Unglücks erschrak das ganze Gebirg der Waldstätte“ B 584 — „Da erschrak Burgund“ B 123. „Man sah auch, was das Altertum von Räubern des delphischen Tempels erzählt.“ B 540 — Das Streben nach pragmatischer, grundsätzlicher Ausdeutung des einzelnen Geschehens läßt kraftvolle Abstrakta die spezielle Bezeichnung vertreten: „... daß die schweizerische Treue den Kaiser nicht mit seinem Glück verließ ...“ B 482 — „er ... stellte den Helvetiern die geübteste römische Kriegskunst entgegen“ B 30 — „... der letzte große Sieg römischer Kriegskunst über deutschen Mut“ B 78 (von der Schlacht bei Straßburg gesagt) — „Die Armut wurde durch keinGesetz von der Landammanschaft ausgeschlossen“ B 399 (das Abstraktum nicht in A 23) — „Diese Rache nahm Mut von Betrug“ A 443/B II 467 — „Da bewogen sie ... Rudolphen von Erlach ... über die verlassene Jugend ihrer Vettern die Vormundschaft wieder anzunehmen“ B II 176. — Eine sehr üble Art dieser, an sich gewiß schönen Ausdrucksweise sind die häßlichen Abstrakta auf -ung, die leider immer häufiger in Müllers Stil auftraten. In A gleich auf den ersten Seiten: Kundwerdung A VI, Fortschreitung A XIII, Teilnehmung A 18, und in B: Bewohnung, Nutzung

B 5, Festhaltung B 18, Mit Versäumung alles anderen B 497. In Menge dringen sie bei der Umarbeitung ein: Bejammerung B II 69 (aber noch nicht A 121) — „Nach Baden kam Leopold . . ., hochbeteuernd . . .“ A 415, dagegen: „Um diese Zeit kam Leopold . . . in seine Herrschaften zu Aargau mit hoher Beteuerung . . .“ B II 422. — Und wenn ein solches Abstraktum einmal vermieden werden soll, macht es einem noch ungeschickteren Platz: „Ausschließung aller, die nicht vergesellschaftete Bürger, . . .“ A 410 — „Unwahlfähigkeit aller . . .“ B II 407. — Das nennt man allerdings vom Regen in die Traufe! Ja, sogar C weist gegenüber B neue Formen dieser Art auf: „Ohne Schonung Alters noch Geschlechts“ C 125, aber B 125 noch: „ohne Verschonen . . .“ — Mit Recht tadelt Jean Paul diese unbeholfenen Sprachformen an Lessing und Klopstock. (2. Bd. § 78 u. § 85 in fine). Es scheint meiner Theorie vom allmählichen Zurückweichen des pragmatischen Stils bei Müller zu widersprechen, daß die Abstrakta so sehr überhand nehmen. In eine anschauliche, tatsachentrohe Darstellung gehören sie gewiß nicht. Sie sind zu verstehen als Elemente eines Gelehrtenstils, den Müller bisweilen zu affektieren liebte. Gewisse Zeichen, daß die Lebhaftigkeit seiner jugendlichen Sprache später bisweilen nachließ, lassen sich überhaupt nicht verkennen. Dem „Fluß der historischen Darstellung“ wären natürlich Verba, die alles zur Handlung auflösen, und nicht feststehende Abstrakta angemessen. Dennoch finden wir Korrekturen wie: „Also wandte sie vor . . .“ — „endlich nahm sie den Vorwand“ A 77/B 507.f. — „Dieses verabredeten einige mit Arnold Bruch“ — „Die meisten Wesener . . . errichteten Verständnis mit Arnold Bruch“ A 431/B II 458. — Rückläufige Bewegungen dieser Art veranlaßten mich in meiner einleitenden Uebersicht die Relativität alles stilistischen „Fortschritts“ bei Müller zu unterstreichen.

Fehlen des Artikels.

Die zehn Jahre, die zwischen Müllers Rückkehr von der Göttinger Universität und der Erstausgabe seiner Schweizer Geschichte liegen, 1770 bis 1780 also, bezeichnen in der deutschen Literatur die Zeit des „Sturms und Drangs“. Die Verwendung der gelösten gesprochenen Rede als Literatursprache ist eines der wesentlichsten Stilmittel der jungen „Genies“. Herder hatte mit seinen

Jugendschriften den Anfang gemacht, Goethe folgte im „Götz“ und im „Werther“. Als ganz bewußte Nachahmung des mündlichen Ausdrucks ist bei ihnen auch das häufige Weglassen des Artikels zu werten. Ganz verfehlt aber wäre es, von den deutschen Dichtern eine Brücke zu schlagen zu dem Schweizer Historiker, der auch oft den Artikel streicht. Müller hat erst auf seiner Reise durch Deutschland 1780/81 nach Veröffentlichung seines Buches und durch die Anregungen, die er in Gleims Halberstädter Kreis empfing, einige Kenntnis der neueren schönen Literatur erworben. Bei Müller ist das Fehlen des Artikels dem Streben nach Kürze zu subsumieren. Herder ziehe ich nur deshalb heran, um zu zeigen, wie dieselbe stilistische Erscheinung sogar bei zeitgenössischen Schriftstellern sehr verschieden beurteilt werden muß. — Zunächst Wendungen, die nach einer Präposition eine Ortsbezeichnung ohne Artikel bringen: „Zwischen beiden ist Rigi ein hoher Berg“ A 53 — „Das Volk ist . . . in Alpen bei den Herden“ A 33 — „Aulus aber zog . . . Aargau hinauf“ B 53 — „Uri und Glaris haben in Alpen ziemlich ungewisse Grenzen“ A 91 (in B II 22 ist die entsprechende Stelle umgangen) — „Die Weiber und Kinder mit allem Geräte flohen in Alpen und Einsamkeiten.“ A 438, — dagegen: B II 463: „In dieser Nacht flohen die Weiber und Kinder . . . die Täler hinauf nach dem Gebirg“. — Bei den Abstrakta ist es ein letzter Schritt zu Prägnanz und Knappheit, also Mittel zur Stilisierung: „Landbau gab Eigentum“ B 11 — „Ohne Verschonen Alters noch Geschlechts“ B 125 — „Deswegen stärkte er sich durch Bund mit Bayern, Sachsen . . .“ C 173 — „Abends den achten April erhielt „Matthias von Büel Warnung eines Angriffs“ A 438/B II 463. — „Nach Verlust Reichtums und Einfalt“ A 411, dagegen: „Durch den Verfall ihrer alten Sitten und ihres Reichtums“ B II 391. — Bei einigen dieser Beispiele konnte ich auf ein späteres Einfügen des Artikels hinweisen, im Ganzen aber nimmt diese Eigentümlichkeit ebensowenig ab als die Abstrakta; das beweisen die Zitate aus B und C. —

Inkonzinnität.

Ganz erstaunlich zahlreich sind jene gezwungenen Verknüpfungen ungleicher Teile, die man Zeugma nennt, wenn dabei ein Verb in zweierlei Konstruktion vorkommt, für die aber R. M. Meyer

den Ausdruck „inneres Zeugma“ geprägt hat, wenn sie nur eine sachliche Diskrepanz aufweisen. Diese Verknüpfungen sind ein absolut pragmatischer Zug, oft entstehen sie aus dem Bestreben, der Erzählung der Tatsache sofort den ethischen Gesichtspunkt beizumischen. Das klassische Beispiel steht bei Tacitus Germ. I, 1: „Germania omnis . . . a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur.“ Der Römer würzt dauernd mit solch geistreichen Verknüpfungen seine Diktion. — Ein *grammatisches* Zeugma ist bei Müller seltener: „andere näherten sich dem Volk und ihnen das Volk“ A XIV (Vordersatz Plural, dann Singular) — „daher suchten sie billig eine vorteilhaftere Stellung, dem Feind aber die seine zu nehmen“ B 31 („suchen“ als Vollverb und als Hilfsverb gebraucht). — „er fürchtete sein Schicksal nicht, aber daß die Feinde sein Stadtpanier erbeuten“ A 427 („fürchten“ gleichzeitig mit Objekt und Objekt *s a t z* verknüpft), doch verbessert: „Schultheiß Nikolaus Thutt, unbekümmert seines Todes, aber des Banners . . .“ B II 446. — und ganz kühn: „Allein der Wagen fiel um, das Faß in ein tiefes Loch, der Wein aber in äußerste Gefahr verschüttet zu werden.“ A 253. — Die Korrektur bei dem vorletzten Beispiel zeigt die aus dem Lateinischen gegriffenen Genitive, die für die zweite Phase von Müllers Stil so überaus bezeichnend sind. Aber es ist eine Ausnahme, wenn Müller das Zeugma vermeidet, denn die Zahl der verblüffenden Verknüpfungen ist Legion: „daher fand Probus, obschon ein gütiger Held, keinen Geschichtsschreiber, aber Mörder in seinem Heer“ B 71 — „Cajus Marius . . . gab durch Kriegszucht und gute Uebungen dem römischen Heer sein Selbstgefühl, und hierauf bei Aquae Sextiae über die Schaaren der Teutonen und Ambronen den Sieg“ B 17 — „Ihm folgte im Land und im Gemüt sein Sohn“ B 489. — Wenn gar zu Heterogenes verbunden wird, entbehrt es nicht einer gewissen Lächerlichkeit: „Auf jenem Vanel stand ein Schloß, dessen hohe Mauern fünfhundert Jahren, wie auch den Tannen, die auf der Spitze gewachsen, Trotz bieten“ B 186; Gern wird ein sachliches und ein psychologisches Moment vereinigt, auch hier an Tacitus angelehnt: „Cibosque et hortamina pugnantibus gestant“ Germ. VII 14, ebenso Sallust, Bell. Cat.: „pecuniae an famae minus parceret, haud facile discerneret“. — Nun Müller: „Als Adolf Schlacht und Leben eingebüßt“. A 68 — „Als . . . der Thron des Königs durch Zeit und Sieg befestiget

war . . .“ B 519 — „Reich an Sieg und Gold“ A 147 — „Albrecht . . . kaufte Unterwerfung und Land“ B 598 — „gequält von Furcht und Hungersnot“ B 15 — auch in den Briefen: „Um mit Beredsamkeit zu schreiben raten mir Bonnet und der Bonsens, aufmerksam Meisterstücke der Beredsamkeit zu lesen“ (an Bonst. 1775). — Aehnlich Voltaire I, 414: „le second roi de Prusse, electeur de Brandebourg, avec de l'économie et une armée, jetait les fondements d'une puissance jusque-là inconnue.“ Solche Künste geben nach Voltaires Geschmack seinem ersten Buch einen imponierenden Schluß. — Auch Schlözer hat sich darin versucht, wenn auch nicht eben mit viel Eleganz: „Der handelnde Europäer . . . führt ihnen seine Religion, seine Künste und seine Laster zu, und tauscht dafür ihre Schätze, Producten und Krankheiten ein“ (Universalhistorie S. 77) — „Fabeln, Romane und Voltaires zeigen, wie sie (sc. die Weltgeschichte) hätte sein können“ (Univ. Hist. S. 3 f.). — Solche Ausdrucksweise liegt natürlich weit ab von der gesprochenen Rede, weit auch von einem flüssigen, ebenmäßigen Stil. Man versteht es wohl, daß Müller erzählt, er sei wegen jeder Redensart in seinem Zimmer eine halbe Stunde auf- und abspaziert. Um diese Feinheiten auszutüfteln, und — man muß es ihm lassen — mit Geschick vorzubringen, bedurfte es eines umständlichen Berechnens und Abwägens. Eine beflügelte, feurige Diktion als Mittel der monumentalen Historie oder eine farbige Wiedergabe des historischen Geschehens konnte natürlich mit diesen frostigen Verstandesprodukten nicht erzielt werden: sie sind Zeichen rationaler Geisteshaltung.

Historische Vergleiche.

Es ist ein Charakteristikum aufklärerischer Geschichtsbetrachtung, die Unterschiede im Wesen der Menschen zu übersehen, die durch das Zeitalter, die nationale Abstammung und den Grad geistiger Bildung bedingt sind. Schlözer bezeichnet diese Anschauung überaus deutlich, wenn er in der „Vorstellung seiner Universalhistorie“ S. 36 feststellt: „Sie (sc die Universalhistorie) findet, daß Menschen unter allen Graden Menschen sind, oder in einerlei Umständen auf einerlei Art handeln; sie überzeugt sich, daß nichts Neues mehr unter der Sonne geschehe und sie endigt mit dem philosophischen ‚nil admirari‘“. Diese Ueberzeugung von der Wesensgleichheit aller Menschen findet eine direkte Ausprägung im Stil

der Aufklärer: sie führt zum historischen Vergleich. Ueberaus häufig gerade auch bei Johannes Müller sind Vergleiche zwischen den verschiedensten Zeiten und Völkern, zwischen historischen Helden der entlegensten Epochen. Oft sind diese Parallelen recht gewagt und nur haltbar, wenn man die Gleichung Mensch = Mensch über alle feineren Unterschiede setzt.

Tells Tat wird mit dem Dank gerechtfertigt, den die athenischen Tyrannenmörder ernten (B 614 t./C 648, in A noch nicht), oder man liest: „In ihrem Bund und anderen Umständen waren die Schweizer den fünf Nationen hinter Canada zu vergleichen“ B 403 — „Wer die Hierarchie nach den Zeiten ihres Verfalls beurteilen will, dieser könnte auch leugnen, daß in den Legionen gute Kriegszucht gewesen; sind sie nicht endlich vernachlässigt worden?“ B 123 — „Mit nicht größerer Macht erwarb in einem späteren Jahrhundert Chlodwig einen großen Teil Galliens den Franken, seinem Hause aber was Orgetorix wollte“ B 21 — „Die Merowinger hatten die Sitten der Atriden und Minyer“ B 139. Die Vergleiche dienen dazu, die Tendenz des Werkes deutlich hervorzuheben: „Das römische Kaisertum fiel damals, wie nun das türkische Reich, durch seine inneren Fehler“. B 86 — „so hoch in das Gebirg als das Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Herden, indessen Asien wüste liegt, weil das einige Glück des Oberlandes, die Freiheit, ihm fehlt.“ B 426. In B u. C rückt die herangezogene Parallele oft in die Anmerkung: „Als der Burgundione das gesittete Leben der Gallier sah, konnte ihm seine einfältige Barbarei nicht widerstehen“ B 93, der Satz geht weiter in Anm. 57: „so wenig die Mandschu und andere Eroberer dem System der chinesischen Policey“ — „Von Unterwalden floh Struthahn von Winkelried um einen Totschlag; diesem gab das Land Friede als er den Lindwurm tötete, . . .“ C 514, dazu Anm. 40: „Haben die Götter den Parnassus, den Lernäischen Sumpf, nicht auch so gereinigt?“ In dem ersten Stück der „Essais Historiques“, einer summarischen Uebersicht über die Weltgeschichte, macht sich der universale Standpunkt in besonders kühnen Vergleichen geltend: „Louis XI passa pour un Tibère et Henri VII pour un Salomon“ EH 42 — „Rome revit Néron dans la personne du Souverain pontife“ EH 57 — „il marcha contre les Suisses comme Xerxès contre les Grecs; il eut le même sort“ EH 45 (von Karl dem Kühnen von Burgund gesagt) — „de même que les anciens

Huns, en envahissant l'empire des Goths, les avaient précipités sur celui des Romains, il vint alors . . de Constantinople et de la Grèce, une foule de gens instruits, fuyants devant les armes du Sultan Mahomet“ EH 72. — Das interessante Beispiel CI 70 f. zeigt, wie der Versuch zur pragmatischen Ausdeutung zur Aufstellung der Parallelen veranlaßt: Montesquieus Lehren von der Bedeutung der Gesetze und Sitten sollen hier am praktischen Beispiel demonstriert werden: „Der Verfall der Gesetze und Sitten tut mehr als Niederglagen zum Untergang einer Nation So ist weder Athen am Aegos durch Lysander, noch Sparta durch Epaminondas bei Leuktren oder Griechenland am Tag bei Chäronea, noch Carthago durch die Scipionen, diese Städte sind durch sich selber gestürzt worden.“

Satire.

Die spöttischen Bemerkungen, die in Voltaires Schriften wie kleine Teufel nach allen Seiten Hiebe austeilen, haben auch Müller manchmal zur Nachahmung gereizt. Recht geschickt sind die Ausfälle bei ihm, oft ganz beiläufig und mit wenigen Worten vorgebracht. Ein Epitheton genügt: den Bischöfen wird „schwere Heiligkeit“ attribuiert (B 173); natürlich müssen, ganz nach Voltaire, in erster Linie die Kirche und ihre Diener herhalten. „Das Kloster wurde . . von jedem, der Gott oder dem Hof zu gefallen suchte, . . reich versehen.“ B II 16. — Müller verleugnet seine Sympathie für den naiven heidnischen Glauben der alten Schweizer nicht. Von christlichen Missionaren im Thurgau berichtet er: „Da dann die Heiligen so Abschied genommen: wir wünschen, daß ihr alle eure Kinder überlebet und in eurem Alter wahnsinnig werdet.“ Die einfache Erzählung beleuchtet ironisch die „Heiligkeit“ der Christen. — Dieselbe Methode, die Tatsachen für sich sprechen zu lassen, und nur durch pointierte Gegenüberstellung den Effekt zu erhöhen, findet sich A 236: „Als bei Einnahme des Schlosses Farwangen die ganze Besatzung hingerichtet war, spazierte diese junge Königin in dem Blut, und sagte lächelnd: es ist Maitau.“ — Caesars heroische Figur ragt über den christlichen Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit in Himmel und Hölle hinaus. Müllers Satire hat eine doppelte Spitze: „Wenn jener (sc. Caesar) für zu vielen Ehrgeiz eine Strafe leidet, so besteht seine Hölle darin, daß er seine Nachfolger um sich hat.“ B 55. — Seinen Mitbürgern rückt der Histo-

riker die Tugend der Vorfahren vor Augen: „Unsere Sitten sind ein Schlüssel der damaligen Sitten, wenn man sich das Gegenteil von allem vorstellt.“ A 168 f. — Erst kurz vor dem Erscheinen des ersten Bandes der 2. Aufl. (1786) trat Müller in Kurmainzische Dienste. Daher erscheint die antiklerikale Tendenz in B noch verschärft: „... nichts von dem Abt befürchten“ A 30, dagegen „sich nicht zu kümmern um die Rede der Pfaffen“ B 406; so auch „ungerechte Mönche“ A 29, „ungerechte Pfaffen“ B 405. — Die heftigste Polemik gegen die Kirche, und damit die treffendste Satire findet sich wieder in den „Essais historiques“. Dem freigeistigen Preußenkönig wäre Müller vielleicht nicht ungern als ein zweiter Voltaire erschienen: „Le fanatisme, plus qu'autre chose, a son temps; trois cent ans d'adoration durent épuiser la ferveur des croyans“ EH 34 — „La puissance du pape se conserva par la stupidité universelle“ EH 25 — „... et les moines mêmes faisaient plus que chanter et diner“ EH 22 — „On peut dire que ce fut le siècle des légendes et qu'il ne vaut pas la peine d'en parler“ EH 27. —

Rekapitulation.

Der Einfluß des Rationalismus und der Historiker aus Voltaire's Schule läßt sich also an einer Reihe formaler Merkmale in Müllers Werk nachweisen. Der junge Historiker will zwar eine Geschichte seiner Nation schreiben, aber er erwägt ernstlich, sie in „der Europäer Sprache“ abzufassen. Gern ergeht er sich in pragmatischen Reflexionen, in denen er manchmal sogar den Hauptwert seines Buches sieht; seinen Göttinger Kritikern wirft er vor: „Les Savans de nos jours ne sont que cela, ils ne savent que critiquer, ils ne s'embarrassent jamais de la vérité ou fausseté des maximes d'état répandues dans une histoire...“ (an Bonst. 13. Jan. 81). Eine knappe, herbe Diktion scheint dem geistigen Gehalt seines Werkes angemessen; zu diesem Ende läßt Müller oft den Artikel aus und bedient sich zusammenfassender Abstrakta. Geistreiche Wendungen, Pointen und Verknüpfungen im Geschmack der antiken Pragmatiker sollen den Leser überzeugen, daß der Autor ein Mann von Verstand und Witz ist. Große historische Parallelen lassen den universal gebildeten Geschichtsschreiber erkennen und beißende Satiren zeigen den kritischen, von keinem Vorurteil befangenen Kopf, den rechten Schüler Voltaire's.

III. Der monumentale Stil.

„Man gehe nicht allein einmalig, sondern alle Jahre des Lebens zu Tacitus und Cicero zur Schule.“ Mit solchen Worten hat Johannes Müller immer wieder in seinen Briefen und Schriften seinen antiken Lehrmeistern ein Denkmal gesetzt. Er sah die Aufgabe des Geschichtsschreibers mindestens eben so sehr in einer künstlerischen Darstellung als in dem gründlichen Erforschen der historischen Wahrheit. Der pragmatische Standpunkt, von dem Müller ausgeht, verwies ihn auf die antiken Pragmatiker, Thucydides und Tacitus vor allem. Dann aber war es auch sein angeborenes Gefühl für Pathos, für die große, rhetorische Geste, das bei den römischen Historikern ein Gegengewicht fand gegen die nüchterne Verständigkeit der Zeitgenossen. Gerade die Nachahmung der Römer hat Johannes Müller viel Bewunderung gebracht, und er selbst stellt einmal befriedigt fest, sein Buch sei trotz seiner Fehler doch nie mit anderen als mit den Alten verglichen worden. (An Bonst. 30. Jan. 84).

Lateinische Worte und Wendungen, Syntax.

In seinen Anfängen ist Müller oft ein recht sklavischer Nachahmer der Antike, und bis in den einzelnen Ausdruck hinein finden sich matte, wörtliche Uebertragungen aus dem Lateinischen. Caesars Charakterisierung „vir et consilii magni et virtutis“, (bell. Gall. III 5,2) wobei virtus die militärische, consilium die geistige Befähigung bezeichnet, kehrt bei unserem Historiker wieder. Mit dem farblosen Wort „Einsicht“ wird consilium wiedergegeben. Wir finden B 79 „gute Einsichten“, A 103 „Mut und Einsicht“, in B II 34 dann verbessert zu „Mut und Verstand“. — „ein alter kriegserfahrener Mann, von solchen Einsichten, daß ihn das Volk begierig anhörte.“ A 98, jedoch: „ein alter Mann, . . . aber so kriegserfahren und klug . . .“ B II 30. — B 47 steht noch „Einsicht“, hier erst C 49 verbessert zu „Mut und Klugheit“. — Für die Gemeinden der alten Schweizer wäre die Bezeichnung „Staat“ ein wenig euphemistisch, Müller findet den Ausdruck „gemeines Wesen“ (A 35, 73) in direkter Anlehnung an res publica. Aber auch das Gotenreich wird so genannt (A 8), und A 66 „das gemeine Wesen des römischen Reichs der Deutschen“. — Das lateinische „bellum inferre alicui“ findet sich B 16: „Dieser Konsul trug den

Krieg in das Land Helvetien“, und eine ganz lateinische Wendung B II 456: „... sei er zu arm um seine Strafe zu geben“ (= poenas dare). - Wieder hört man Caesar heraus: „Wodurch bewogen“ — (qua re adducti, permoti) sie gegen die Parteienwut um kaiserlichen Schirm gebeten“. A 32 — Lateinisch ist wohl auch die Femininbezeichnung der Städte: B II 69 „die alte Luzern, CII. 143 „die alte Zürich“. — Der ablativus absolutus wird nachgeahmt: B I 57 „so daß alle mit Wegwerfen der Fahnen und Waffen sich . . . in volle Flucht warfen“ — „Nach genommenem Rat“ B II 427. — Bei diesen Uebertragungen fand Müller sogar Nachfolger, und Theodor Mundt tadelt Woltmann (Historiker, Philosoph und Diplomat 1770—1817), wegen seiner Uebersetzung des interfecto Lepido mit „nach ermordetem Lepidus“ (S. 102) — Das lateinische et . . . et (sowohl . . . als auch) findet mechanische Anwendung: „Von beiden Seiten und mit Feuer und Waffen wurde Wesen angegriffen;“ A 430, später korrigiert zu: „Als die Stadt von beiden Seiten mit Feuer und Waffen angegriffen wurde . . .“ B II 454. — Die oben behandelten engen Verknüpfungen lassen sich leicht mit lateinischen Wendungen herstellen: „Nachdem . . . Julianus der unverdienten Würde mit seinem Leben beraubt . . . wurde . . .“ B 63; die prägnante Bedeutung von mit = zugleich erinnert an It. pariter cum, simul. — Die von Cicero (cf. Norden S. 180) gebrauchte Zwischenstellung des Wortes, auf das sich zwei Satzteile beziehen, kehrt wieder: „... durstig nach jedem Raub, mit aller Furcht u n b e k a n n t und auch mit aller Menschlichkeit“ A 3 (bei Tac. das berühmte: inesse quin etiam sanctum aliquid et provjdm.)

Konnte bei all diesen latinisierenden Bestandteilen der Diktion Müllers nachgewiesen werden, daß sie in späteren Bearbeitungen verschwinden, oder wenigstens nicht neu eingeführt werden, so ist das Umgekehrte bei der lateinischen Voranstellung des gemeinsamen Subjekts von Haupt- und Nebensatz der Fall. — „Die Römer, um den Feind von Italien zu entfernen, sandten Lucius Cassius über die hohen Alpen“ B 16. „Eben diese Stadt, nachdem sie durch Klugheit und Waffen . . . die Oberherrschaft erworben, behauptete diese letztere . . .“ B 432. — Aber sogar über den lateinischen Sprachgebrauch hinausgehend bei u n g l e i c h e m Subjekt: „Der Abt, als die Schwarzenbacher den Wylern die Herde wegtrieben, verbrannte ihre Stadt . . .“ B 545. „Hemmann, als die Ritter von

den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet.“ B II 445. Diese stilisierende ganz undeutsche¹ Konstruktion gefiel Müller später immer besser, sei es, weil er die Aufmerksamkeit des Lesers mit solchen eigenwilligen Neuerungen zu erhöhen hoffte, (indem er ihn nämlich mit dem ungewöhnten Klang aufschreckt, eine auch von Carlyle gern geübte Praxis), oder weil die umständliche Stellung den Anschein gelehrter Würde hatte. Er ändert: „Dieses entging dem Wächter nicht, und indessen er durch Fackeln von Harz dem Volk das Zeichen erteilte, brach er mit einem Mühlenstein das Schiff.“ A 91 — aber: „der Wächter, indessen er mit Fackeln dem Volk das Wahrzeichen erteilte, wälzte einen Mühlenstein auf das feindliche Schiff.“ B II 23 — „Sie aber kamen an die Grenzen und baten um Erlaubnis . . .“ A 100 — aber: „Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freiheit ihres Vaterlandes kund wurde, kamen an die Landmarken . . .“ B II 32. — An der oben zitierten Stelle B 432 fehlte noch an der Parallelstelle A 153 die Konstruktion. Auch hier gibt es, jedoch recht selten, Gegenbeispiele; „diese, als Umfrag war, wann man marschieren und schlagen wolle, gaben zur Antwort . . .“ A 209 f., aber: „Als beratschlagt wurde, wann das Heer ausziehen solle . . . sprachen die aus den Waldstätten . . .“ B II 162.

Uebersetzungsproben.

Muß man das wörtliche Entleihen lateinischer Worte und Wendungen mißbilligen, so ist hier der Ort zu zeigen, wie Müller andererseits oft mit prachtvoller Selbständigkeit und Sicherheit seine antiken Vorlagen übersetzt. Die folgenden Stellen sind alle aus dem Anfang der 2. Auflage gegriffen und berichten von Ereignissen, die in Caesars bellum Gallicum überliefert sind, so daß sich eindeutige Vergleiche ziehen lassen. „Den Lingonen ließ er sagen, wenn sie die Helvetier aufnahmen, so sei er ihr Feind.“ B 33. — Caesar I 26: „Caesar ad Lingones litteras nuntiosque misit, ne eos

1. auch wenn sie Müller vielleicht häufig in den Chroniken fand, denn deren Schreiber haben dann ihrerseits latinisiert. Ich finde z. B. im „Schweizerischen Idiotikon“: „Welcher als er im Stryt sein Helmlin uftat, daß er desto bass sechen möcht, mit einem Pfyl durch das Angesicht erschossen ward“.

frumento neve alia re iuvarent: qui si iuvisent, se eodem loco, quo Helvetios, habiturum.“ — „Da erschranken sie sehr; was ist ein Volk ohne Waffen!“ B 33. — Caesar I 27: „Sive timore perterriti, ne armis traditis supplicio afficerentur, sive spe salutis inducti . . .“ — Caesar III 4: „Baculus . . . et item C. Volusenus . . . ad Galbam accurrunt atque unam esse spem salutis docent, si eruptione facta extremum auxilium experirentur.“ Caesars Bericht wird ins Dramatische gesteigert, dadurch, daß Müller mit der Tatsache zurückhält und erst geschickt vorbereitet: „Als Publius Sextius Baculus . . . und Volusenus, ein Militärtribun, den Fortgang der Feinde sahen, erinnerten sie den Feldherrn, anzuordnen, was Römern in solcher Not geziemte. Hiervon wurden die Soldaten sogleich unterrichtet; hierauf gaben sie der nötigen Rast Augenblicke. (jetzt Müllers volle Sprachgewalt:) Plötzlich und aus allen Toren fielen die Kohorten mit aller Wut verzweifelnder Kriegsmänner des allertapfersten Volkes.“ B 38. — „Dem wutvollen Stoß dieser Menge, welche kein anderes Vaterland hatte als diese Walstatt, auf der sie vor den Augen der ihrigen, für alles was Menschen lieb ist und für den alten Ruhm des Namens der Helvetier mit äußerstem Heldenmut stritt, einem solchen Feind stellte Caesar die beiden vorderen Treffen entgegen“ B 31 (cf. Caesar I 52). — Die rhetorische Wiederholung „einem solchen Feind“ findet sich bei Müller häufig, z. B. gerade in dem vorigen Beispiel: „Als P. S. Baculus, welcher fühlte, was er seinem Alter und Primilat . . . schuldig sei, als er und Volusenus . . .“ B 38, so auch: „Also schrieb der Abt, schrieben Lütold Freiherr von Regensburg . . . und ihr Vetter . . .“ A 92 — (Weitere Beispiele dazu im Absatz „Satzbau“).

Relativische Anknüpfung.

Im Lateinischen gibt es eine sehr gebräuchliche Form der Verbindung zweier Sätze: statt „und“ mit dem Demonstrativum wird das Relativum gesetzt. Diesen „relativen Anschluß“ gebraucht Müller häufig. Aber während die Bearbeitung A zu einem erheblichen Teil ihre abgehackte Diktion diesem Stilmittel verdankt, findet in B meist Umformung zu Gunsten einer ebenmäßig fließenden Sprache statt: „Welche Gewohnheit vorzeiten eingeführt worden, . . .“ A 90 — „Nach der Sitte der Zeit . . .“ B II — „Welches dem Abt übel gefiel.“ A 89 — „Dieses gefiel übel dem Abt“ B II 21.

— „... welches in das Werk zu setzen der Herr von Ramschwag ... mahnte“ — „Dieses auszuführen, mahnte der Herr von R.“ B II — „... welcher Botschaft Ueberbringer, als er bei Brunnen landete, alsobald vernahm,“ A 104. — „Der Ueberbringer dieser Botschaft, als er bei Brunnen landete, vernahm. . .“ B II 35 —. Das letzte Beispiel ist doppelt interessant, weil Müller bei seiner Korrektur wohl den relativen Anschluß, nicht aber die Vorausnahme des Subjekts als undeutsches störendes Element empfand. Wieder ein Beweis im Kleinen, wie stückweise sich Müllers Stilideale wandeln. Auch hier ist die Regel nicht ohne Ausnahme: „Dieses brachte Leopolden ... in äußersten Unwillen“ A 93, aber: „... welches der Herzog mit äußerstem Verdruß hörte.“ B II 25. Der relative Anschluß wird erst in B neu gesetzt. Es ist dabei gleichgültig, ob die Konstruktion direkt aus römischen Quellen, oder aus den Chroniken übernommen wird, wie C II 276 die wörtliche Anführung beweist. Es gilt dafür das oben in der Anmerkung zum vorgestellten Subjekt Gesagte. — In Verbindung mit einem Genitiv findet sich die Konstruktion in A 59: „Ohnerachtet welchen Sieges Rudolf das eroberte Oesterreich im Namen des Reichs (hat) verwalten lassen.“ Wiederum ist es Theodor Mundt, der in seiner „Kunst der deutschen Prosa“ S. 107 solche Konstruktionen ablehnt. Zwar weist er gerade für den absoluten Genitiv nach, daß er eine ursprünglich deutsche Redeform ist, aber von ihrer Rezeption im Anschluß an das antike Vorbild rät er ab, „da man einmal an einer Sprache nichts retten kann und soll, was sie nicht selber festhält“.

Lateinische Genitive.

Während im Deutschen zwei Substantiva meist durch eine Präposition verbunden werden, setzt der Lateiner das abhängige in den Genitiv. Es entsteht der „Genitiv des Inhalts“, so genannt, weil das abhängige Wort den Begriffsinhalt des bestimmenden Substantivs ausmacht. Auf die Frage: „Was für ein Name?“ antwortet man lateinisch: „nomen regis“ — der Name „König“. Dieser Genitiv findet wohl durch den Einfluß der Humanisten, beschränkte Anwendung auch im Deutschen. Bei Müller jedoch ist sein Gebrauch so häufig und kühn, daß sich auch hier der Einfluß seiner Lektüre der Klassiker geltend macht. Die verschiedensten Präpositionen werden ersetzt: „Der Durst großer Macht“ A 65 — „es

... hatte die Aussicht eines angenehmen Sees, vieler Weiden, und eines Waldes“ A 71 — „Warnung eines Angriffs“ A 438 — „Die Furcht ihrer Waffen“ B II 449 — „Hoffnung einer unangefochtenen Freiheit“ B 38 — „In Rudolfs Feindschaft verarmt“ B 474 - Auch ein Nebensatz kann mit dem Genitiv des Inhalts gespart werden: „Die Begierde langer Geschlechtsregister“ A 41; das zeigt auch folgende Umwandlung: „Die Würde, die Adel, Alter, Erfahrung, ein großer wohlhergebrachter Reichtum und die Liebe zum Land geben ...“ A 73 — wird geändert zu: „Die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften ...“ B 603. —

Ebenso findet sich der Genitivus possessivus: Eigentum, Eigentümlichkeit oder Pflicht werden durch den Genitiv, abhängig von esse = sein ausgedrückt. Bei Müller: „Dieses Ordens war Bruder Berchtold von Regensburg“ B 499 — „Diese Wüste war des Bischofs zu Lausanne“ B 148 — „Da schwuren sie, die Fehde sei des ganzen Adels“ B 497. —

Rektion der Verben.

Bis hierher wurden eine Reihe sprachlicher Eigentümlichkeiten festgestellt, die sich entweder unwillkürlich in Müllers Stil eingeschlichen hatten, was sich sehr wohl aus seiner intensiven Lektüre der Römer und Griechen erklärt, oder die er als Mittel zur Sprachkürze verwandte. In der einleitenden Uebersicht über die Entwicklung von Müllers Stil wurde aber versprochen, die Rezeption lateinischer Ausdrucksformen als Zeichen rhetorischen Stiles vorzustellen, als Spiegel seiner monumentalen Geschichtsauffassung. Nicht alles, was Müller tat, um seine Schreibart ins Erhabene zu stilisieren, beruhte auf lateinischem Einfluß. Wenn daher jetzt von der Rhetorik in Müllers Stil die Rede ist, so müssen erst zwei Punkte behandelt werden, die nur sehr bedingt auf lateinische Vorbilder zurückgehen: die Rektion der Verben und der Wegfall der Hilfsverben.

In der ersten Auflage seiner Schweizer Geschichte hat Müller fast durchweg die Verben mit dem Casus verbunden, der ihnen nach dem Sprachgebrauch seiner Zeit zukam. In B aber suchte er nach eindringlicheren Wirkungen, das Pathos seiner Geschichtsauffassung soll sich in jedem Wort manifestieren. So kommt er dazu, eine große Anzahl Verben mit dem Genitiv zu verbinden, die

in der Umgangssprache längst transitiv waren oder mit einer Präposition verbunden wurden. Ja sogar manchen Verben, die nie den Genitiv regierten, wird er jetzt zugeordnet. Der Genitiv, besonders als Casus des Objekts, stirbt im Deutschen aus. Wir stehen heute noch mitten in diesem Vorgang, und können ihn deshalb gut beurteilen. Ausdrücke wie: „sich einer Sache erinnern“, „sich einer Sache rühmen“, „jemanden einer Sache beschuldigen“ usw. weichen dem präpositionalen Objekt oder dem Nebensatz. Im Umgang wird man schwerlich den Genitiv anwenden, er ist das Zeichen einer gehobenen literarischen Sprache; sogar bei diesen Wendungen empfinden wir ihn als leichten Archaismus. Gerade diese Eindrücke wollte Müller mit seinen Genitiven erzielen: dem Altertum der Geschichte ist ein alter Ausdruck angemessen, der Würde des Gegenstandes eine feierliche Diktion. Die Liste der Belege soll hier, bei einer sprachgeschichtlich sehr interessanten Erscheinung, reichlicher gegeben werden. Der Genitiv findet sich bei:

befreien (B 139)

sich begnügen (B 520) — „die Bergvölker begnügten sich, die Alpen zu Schutzwehren ... zu haben.“ A 413
— „eben denselben genügte der ewigen Schutzwehre des Gebirges“ B II 412

erschrecken (B 28, 43, 584)

erwarten (B II 5)

genießen (B 17, 45)

lächeln (B 496) — „dieses Einfalls lächelte der Abt“

mißbrauchen (B 37)

übereinkommen (B II 27) — „... und allda machte er den Plan“ A 95 — „woselbst er ... folgenden Plans übereinkam“ B II 27

sich vereinigen (B 143) (im Sinne von übereinkommen)

vergessen (B 70, II 156) — „da vergaß ... der Herr von Savoyen die Befehle seines alten Vaters“ A 206 — „in dieser unglückseligen Stunde vergaß der Herr v. S. der Befehle seines Vaters“ B II 156.

wahrnehmen (B II 33)

warnen (B II 419)

(zornig) werden (B 21) — „worüber die Chorherren zornig wurden“ A 89 — „dessen wurden die Conventherren zornig“ B 21 —

Wie später Heinrich von Kleist (Minde-Pouet S. 109 ff., S. 274 ff.) sieht Müller überhaupt in kühnen Verbindungen von Verb und Objekt ein Mittel zu poetischer Ausgestaltung. Der Akkusativ überrascht in Wendungen wie: „Die Herden grasen seinen Rücken (sc des Abendberges)“ B 424 — „Gallien bedurfte Volk“ B 44 — „doch wer will die Zahlen der damaligen elenden Schriftsteller bürgen“ B 69 Anm. 108 — Der Dativ findet sich: „Dem Kaiser, den Soldaten ließ er das Wehklagen hören“ B 55 — „... welcher größere Vorweser nur im Aufwand nachahmte, dem er zu arm war“ B 541 — „... wodurch ein Fürst seinem Volk beliebt wird“ B II 67 — Als mundartliche Bildungen, jedoch nicht ohne französischen Einfluß, erscheinen: „sie lehrten dem Volk ... zugleich die Religion und Anbauung des Landes“ B 159 (*enseigner qc. à qu., apprendre*) — „... schmeichelten die Kaiser das Heer“ B 50 (*flatter qu.*) — A 435 steht „dienen“ mit dem Akkusativ (*servir qu.*), jedoch B II 460 mit dem Dativ. Schließlich noch zwei Beispiele für absolute Konstruktion statt transitiver: „gleichwie ... hohe Wände ... in Bewunderung versetzen“ A 53 — „keines Königs Willkür vermochte wider ein Gesetz“ B 126.

Das Hilfsverb fehlt.

Ein Mittel zur knappen, gedrungenen Darstellung ist das Streichen der Hilfsverben, vor allem in kurzen Nebensätzen. Jean Paul (§ 86) lobt Lessing deswegen; die umständliche Häufung von Hilfsverben scheint ihm den Wohlklang einer Periode zu verderben. Er nennt sie „abscheuliche Rattenschwänze der Sprache“, und fügt hinzu: „man hat jedem zu danken, der in eine Schere greift und damit wegschneidet“. Bei Johannes Müller ist das Weglassen des Hilfsverbs sicherlich auch auf den Einfluß des Tacitus zurückzuführen. Bei der Nachahmung des *ablativus absolutus* fehlt das Hilfsverb, das zeigt das sehr interessante Beispiel: „dieser, nachdem er sich des Adels versichert, ...“ B 21, wo Müller in Anm. 3 Caesar zitiert: „*coniuratione nobilitatis facta*“. — Vor allem in A, wo Müller letzte Kürze anstrebte, fehlt das Verb überaus häufig: „jene ersten Eroberer, welche das fränkische Reich in Gallien gegründet,“ A 9 ff. — daß sie ihr Vaterland (haben) räumen müssen“ A 42 — „... daß ... der ganze Adel aufgesessen und ... zu Felde gezogen.“ A 49 — „Und ein Weib, welches ihn beschimpft und mit

Kohlenwasser bespritzt . . . strafte er anderst nicht . . .“ A 51, aber auch in B noch oft genug: „jene Hand, welche zu vierzehn Siegen den Befehlsstab geführt . . . B 479 — „man weiß, daß die alten Gothen . . . den Süd vom europäischen Rußland gewaltig beherrscht“. B 95 f. — „Daher, als zwischen den fränkischen Königen Krieg entstanden, vermittelten sie einen solchen Frieden . . .“ B 134 — Man darf aber nicht behaupten wollen, das Hilfsverb fehle immer im Nebensatz, oder auch nur immer in A. Müller liebt besonders in größeren Satzgefügen mit mehreren Nebensätzen bald das Verbum zu setzen, bald es auszulassen: „welches von den Schweizern . . . vernommen worden ist, wie er denn die Schweizer, solange er gelebt, . . .“ A 50 — Selbst im Hauptsatz findet man diese Kürzungen: „Weil . . ., ist eine Schrift verfaßt, versiegelt und auf ewig bekräftigt.“ A 68, vor allem, wenn er sich eng an den vorhergehenden Satz anschließt: „Worauf der Abt bei Kaiser Heinrich dem Fünften Klage geführt.“ A 27 f. — „Worauf der Erlach so gesprochen.“ A 207, wird in B II 159 verbessert: „Darum . . . sprach Erlach zu ihm“ — Manchmal fehlt sogar ein Vollverbum: „wo auch Art und Steinen Flecken Habsburgischer Knechte (sc. gelegen sind)“ A 53 — „ . . . und schien der Fürst unumschränkt über alles Eigentum (sc. zu herrschen)“ A 63 — „sie wollen ihnen diejenigen Dienste tun, welche bisher den Fürsten von dem Hause Gundiochs“ B 128 — Im elliptischen Satz: „auch der Kaiser hat erklärt, er besitze über Art und Steinen nur die Schirmherrschaft, welche über Schwyz“ A 54.

Ganz anders ist dagegen folgende Stelle zu bewerten: „Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin durch die gemachte Oeffnung.“ A 423/B II 439 — Hier wird die Folge der Tat Winkelrieds lebhaft dargestellt, eine volksmäßig rasche Sprache verdrängt die klug abgewogenen stilisierten Sätze. Ebenso: „Von dem ganzen Land Elsaß allgemeine Flucht in Städte und Schlösser.“ C II 413. Von der zweiten zur dritten Auflage wird sogar noch verbessert: „Plötzlich und aus allen Toren fielen die Kohorten mit aller Wut verzweifelnder Kriegsmänner des allertapfersten Volks“ B 38 — dagegen: „Plötzlich, aus allen Toren, die Kohorten mit der Wut verzweifelnder Kriegsmänner des allertapfersten Volks.“ C 41 — Diese Sätze klingen vielmehr mit der Sprache des jungen Herder zusammen als mit der des Tacitus. Nicht daß diese Beispiele eine

Beziehung zu Herder aufdecken wollten, aber Müller geht hier auf die Quelle der sprachlichen Kraft Herders zurück: auf das **gesprochene Wort**.

Müller hat später die ursprüngliche Kürze nicht immer glücklich in einen flüssig erzählenden Stil umgewandelt: den entsetzlichen Klang zu vieler Hilfsverben zeigt das Beispiel: „doch er würde haben übermannt werden mögen“ B II 180 — Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Spuren eines umständlichen Gelehrtenstils in den späteren Auflagen nicht fehlen. So auch das häßliche Demonstrativum: „Thierstein folgte dem Schatten seines Vaters“ A 442, aber: „Thierstein, der den Graf Walleram zu rächen gedachte, folgte dem Schatten desselben.“ B II 466. So auch das häufige „eben derselbe“ (z. B. B II 412).

Rhetorik.

„Unter allen Intentionen des menschlichen Geistes ist die Rhetorik die abgeschmackteste, besonders wenn sie, wie in Deutschland, nur einen schulmeisterischen Charakter, aber keinen öffentlichen an sich trägt. Die Bildung der Völker befindet sich auf einer Stufe des Bewußtseins, wo man sich nicht mehr durch stilistische Figuren und sogenannte Redekünste bereden, überzeugen und imponieren lassen kann, sondern nur durch die Sache selbst und ihre gedankenmäßige Veranschaulichung.“¹ So Theodor Mundt (S. 108 f.), der in seinem Stil selbst das Beispiel einer anschaulichen, von antiken Reminiscenzen sehr unabhängigen Diktion gab. Voltaire, und in Deutschland Spittler, Heeren und Justus Möser hatten schon vor oder gleichzeitig mit Johannes Müller ihre historische Schreibart von römischer Beredsamkeit freigehalten. Dem Geschichtsschreiber der Schweizer muß man zugute halten, daß seine Rhetorik gerade den „öffentlichen Charakter“ an sich trägt, den Mundt bei den Deutschen vermißt. Wie Cicero von der rostra will Johannes Müller vor dem Forum des gebildeten Deutsch-

1. Sachlichkeit bezeichnet Norden überhaupt als das Charakteristikum des modernen Stilwillens (S. 9): „der heutige Prediger, Advokat, Parlamentarier will nur durch sachliche Gründe überzeugen, wie weit der Zuhörer dabei Vergnügen empfindet, ist ihm entweder ganz gleichgültig oder nebensächlich“. Jedoch fehlt es auch im Altertum nicht an solchen Stimmen. Quintilian IX 3, 102 „ubicumque ars ostentatur, veritas abesse videatur.“ (cf. Norden S. 52).

land seine Philippika wider den Despotismus seiner Tage halten. Er hat es später nur ungern gehört, daß seine Freunde und seine Rezensenten in erster Linie den Einfluß der Antike auf seinen Stil hervorhoben. Einerseits beleidigte das seine persönliche Eitelkeit: „In Deutschland scheint niemand an Originale zu glauben“, dann aber konnte er mit Recht darauf hinweisen, daß sein Stoff und seine Ideen eine gehobene Sprache verlangten: „Gleim und alle Ihr andern, Ihr habt Unrecht, Tacitus bin ich nicht, auch Livius nicht, ich bin ich; Tacitum hatte ich drei Jahre lang, da ich mein Buch schrieb, nie gelesen; seiner gedachte ich auch nie; meine Schreibart ist ein Werk der Materie, nicht meines Willens;“ (an Bonst. 23. Okt. 80). So ganz stimmte indessen diese Behauptung nicht; mochte immerhin das Thema der Schweizer Geschichte die Forderung einer pathetischen Diktion in sich tragen, so hat Müller diese Forderung eben dadurch zu erfüllen gesucht, daß er sich der antiken Rhetorik bediente. Müller war kein Original, in seiner Schreibart war er nur selten „er selbst“, trotz seines Protestes. Mit Hilfe der Antike ist es ihm dann gelungen, eine kraftvolle Sprache zu führen. Jean Paul (§ 86) erkennt das an: „In Johannes von Müllers Geschichte verträgt, ja verlangt die Gewalt der Idee den halb starren, halb widerstoßenden Klang, das dumpfe Rauschen des lebendigen Stroms unter starrem Eis.“

Ein Kunstgriff der Rhetorik, um eine Sache im Vorübergehen zu streifen, ist die Behauptung, man wolle nichts von ihr sagen. So Johannes Müller: „Après lui (sc. Charlemagne) il n'y a pas moyen de nommer les princes de l'Heptarchie Saxonne ni les rois des Asturies“ EH 16 — „Je ne dirai rien de la Scandinavie, . . . : rien de la Pologne; ce fut le temps de sa grandeur, mais l'Europe ne le sentait pas; rien de la Russie; elle resta longtemps asservie“. EH 39 —.

Vorgestellter Genitiv.

Es ist eines der am meisten gebrauchten Mittel zur Steigerung der Diktion ins Pathetische, den Genitiv bei Substantivverbindungen voran zu stellen. Von den unzähligen Beispielen bei Müller nur eine kleine Auslese: „großer Tugend Probe“ A XIII — „ferner Lande Abenteuer“ B 125 — „des Galba Untergang“ B 38 — „Des Hirtenvolks Anhänglichkeit“ B IV 234. — Auch bei Adjektiven: „ordentlichen Gehorsams gewohnt“ B 95 — „sie waren feiner Sit-

ten viel empfänglicher“ B 97 — „solchen Kriegs unfroh“ B 577. — Aber Müller geht in seiner Sprache über das Handwerksmäßige des Kunstgriffs hinaus, indem er durch eingeschobene Epitheta den Genitiv und sein Beziehungswort rhythmisch fein ausbalanciert. Das harte Aufeinanderstoßen der Substantiva vermeidet ein dazwischen gestelltes Adjektiv: „hier . . . ist also der Freiheit älteste Spur“ A 19 — „der Verschworenen bestimmte Zeichen“ A 83 — „der Waldstädte kluge Güte“ B II 74 — oder b e i d e Substantive werden mit Attributen versehen: „eines einzigen Flusses verschiedene Arme“ B 13 — „sorgfältiger Hausväter unschuldiger Fleiß“ B 500 — „die Furcht vor dem Allgegenwärtigen ist geheimer Fehler einziger Zaum“ B 122. — Die Ortsbestimmung wird in die rhythmische Formel einbegriffen: „des Ordens in Deutschland oberster Meister“ B 596 — „das Volk dieses Klosters“ A 97 wird verschönt zu: „des Klosters Volk von Wald und See“ B II 30. — Die Kraft des vorgestellten Genitivs erfordert eine doppelte Stütze, zwei Wörter, auf denen er ruht: „alle des Königs Leute und Getreuen“ B 144 — „der Pfaffen Habsucht und Stolz“ B 482; sogar drei Beziehungswörter: „ihrer Feinde Adel, Mut und Erfahrungheit“ B II 153, in A noch: „die Macht ihrer Feinde“ (202). — Hier schon zeigten zwei Beispiele, daß der vorgestellte Genitiv immer häufiger gesetzt wird. So heißt es auch: „ihrer Weiden Ertrag“ B II 20 — „es war der Ernte Zeit“ B II 433, „der Feinde viele“ B II 464, während die Parallelstellen A 88, 420, 440 die Umstellungen meiden. Gerade in den letzten Zitaten findet der vorgestellte Genitiv auch bei ganz gleichgültigen und banalen Dingen Verwendung. Mit dieser Uebertreibung zerstört Müller die angestrebte Wirkung, seiner Sprache eine heroische Note zu verleihen. Mit solchen Effekten muß sehr sparsam umgegangen werden, Müller aber hat nur zu oft, wenn er ein Kunstmittel der Sprache entdeckte, es durch übertriebenen Gebrauch zu Tode gehetzt.

Der vorgestellte Genitiv wurde sehr verschieden beurteilt. Klopstock in den „Grammatischen Gesprächen“ S. 309 will ihn der Poesie vorbehalten: „Wenn ich in einer prosaischen Schrift blättere, und diese poetische Umsetzung darin antreffe, so fange ich gewiß nicht an zu lesen.“ Jean P a u l dagegen, der überhaupt für antike Rhetorik Sinn hatte und Cicero lobt, läßt die Umstellung auch im Deutschen gelten und hebt gerade Johannes von Müllers schöne

Genitive rühmend hervor (§ 83). Stellt man sich überhaupt auf den Standpunkt, daß die Nachahmung der antiken Rhetorik im Deutschen erlaubt und manchen Werken sogar angemessen sei, so findet auch der vorgestellte Genitiv seinen Platz.

Rhetorische Frage.

Die rhetorische Frage, eines der häufigsten und dadurch plat-testen Mittel antiker Beredsamkeit, wird in A sehr häufig ge-braucht, in B dagegen viel seltener: „... , wie, wenn sie dadurch reich werden?“ A 432 „... besonders wenn sie dadurch reich wer-den“ B II 458 — „Ob sie nicht wissen, daß an den zehen Stillstand-jahren mit Oesterreich einige Monate fehlen?“ A 416 — „es fehlen einige Monate, daß der elfjährige Stillstand mit Herzog Leopold noch nicht verflossen sei“ B II 425; eine ganze Häufung solcher Fragen: „... ob sie dem Haus Habsburg, ob sie dem König und einer unermesslichen Anzahl wohlgeübter oesterreichischer Trup-pen Widerstand leisten können? Wie lang? Ob auch dem Hunger? In der Tat warum? Was ihnen die alten Grafen von Lenzburg, was ihnen der König Rudolf getan? Oder ob der König Albrecht nicht ein streitbarer, sieghafter und gewaltiger Potentat, welchem zuge-hören beides notwendig und ehrenhaft wäre? Ob sie auch wissen, warum er den Schweizern den ewigen Schirm des ganzen glor-reichen Hauses Oesterreich anbiete?“ A 69 f., die Fragen sind C 633 f. vermieden. — Besonders in eingefügten Reden sind Fragen beliebt, man kann sie hier nicht geradezu rhetorische Fragen nennen: „Da trug der Rat vor: ob Krieg obhanden? eine Steuer vonnöten? oder ein Gesetz zu machen sei?“ A 264 — „ob also der Fürst kein Gesetz habe als Willkür?“ A 131 f. — „warum die Schweizer sich vermessen, verführte Unterthanen als Bundsgenos-sen in Treulosigkeit wider ihre Herren zu schirmen?“ C II 99. —

Eingeschobene Reden.

Moritz Ritter (S. 14 ff.) bezeichnet bei Betrachtung des Thukydides, des ältesten Pragmatikers, die fingierten Reden als ein Mittel, um Reflexionen und Schilderung von Zuständen in die Darstellung einzuschieben, ohne die Erzählung zu unterbrechen.

Aehnliche Ansichten trifft man schon bei Wilhelm Wackernagel (S. 326). Er steht durchaus auf dem Standpunkt pragmatischer Geschichtsbetrachtung. Zwar verwirft er jenes „frevelhafte Bestreben, das Allergrößte nicht bloß aus dem Allerkleinsten, sondern auch aus dem Allerkleinlichsten herzuleiten“, wie es die Pragmatiker des 18. Jahrhunderts übten. Doch verlangt er, daß wenigstens „ein Bemühen waltet, in den Tatsachen die belebende und zusammenhaltende Idee zu erkennen“. Aber dieser Anschauung vom Wesen der Geschichtsbetrachtung steht seine Forderung an die Geschichtsschreibung gegenüber: „Der Historiker soll erzählen, soll Tatsachen in ihrem ununterbrochenen Verlaufe darstellen“, eine Forderung, die aus dem Grundgesetz der unbedingten Objektivität des Historikers (und Epikers) abgeleitet wird. Wackernagel kennt zwei Auswege: den von den Alten geübten Brauch, die eigenen Gedanken den Personen der Erzählung in den Mund zu legen, oder zu Beginn oder Ende der Darstellung die grundsätzliche Stellungnahme zu geben. Auch weist er darauf hin, wie bei Sallust und den späteren überhaupt die direkte Rede mehr und mehr rhetorisches Mittel zur Ausschmückung der Darstellung wird.

Bei Johannes Müller ist die eingeschobene Rede häufig. Aber es läßt sich schwerlich ein Beispiel finden, wo er die Rede zur eigenen Stellungnahme benutzt hätte. Wir sahen bereits oben, wie Müller sich nicht scheut, Raisonnements und Sentenzen in seinen Text zu mischen, und man hätte die Beispiele dafür beliebig vermehren können. Da er niemals nur Tatsachenhistorie schrieb, hatte er das Auskunftsmittel der antiken Pragmatiker nicht nötig. Dennoch fügt er gerne Reden ein, meist allerdings im Anschluß an seine Vorlagen. Die Rede ist bei ihm durchaus schmückendes Element, womit das Einerlei der Erzählung unterbrochen werden soll. Dabei ist ein Unterschied zwischen A und B charakteristisch: der Kürze des Stils in A entspricht es, daß Müller in prägnanten Ausdrücken das Wesentliche einer Äußerung mitteilt. Die späteren Auflagen dagegen bringen einen breiten Auszug der Quelle, also etwa eines lateinischen Schriftstellers oder der Chronik, B I 58 auch die Uebersetzung einer Grabinschrift. Hier treffen wir schon wieder auf den Einfluß von Müllers drittem Stilideal: die Sprache der

Chroniken erscheint ihm vorbildlich, und er freut sich über jede Gelegenheit, wörtliche Zitate anzubringen.¹

Pars pro toto.

Es ist eine schöne stilistische Figur, statt einer Sache nur einen Teil zu setzen, der dann den Begriff des Ganzen vertritt. Mit diesem Mittel wird Anschaulichkeit erreicht, die Lateiner gebrauchten es vor allem in der Poesie. Johannes Müller kennt es in A noch nicht, wendet es aber in B sehr häufig an: „Herzog Berchtold von Zäringen, . . . dessen H a n d in Helvetien vor allen andern gewaltig war zu Schirm und Unrecht . . .“ B 409 — „Die H a n d, womit er Wallis demütigte, war hierauf dem Kloster wohlthätig“ B 455 — „200 Helme und 140 ihm ergebene Ritter“ B II 159 — „Graf Heinrich von Fürstenberg mit 100 Helmen“ B II 153 — „in der Nacht auf S. Martinstag soll jeder mit 100 Lanzen vor Solothurn sein“ B II 394 — Neben dem der klassischen Autoren ist ein gleichzeitiger Einfluß der Chroniken zu konstatieren. Das „Schweizerische Idiotikon“ verzeichnet Bd. 2 Spalte 1204 „Helm“: „Concret, helmtragende Mannschaft“. —

Antithese.

R. M. M e y e r in seiner „Stilistik“ (S. 134) weist darauf hin, daß die Antithese in den verschiedensten Literaturepochen gepflegt wurde, daß sie ebenso bei primitiven, als bei sehr verfeinerten Dichtern zu finden ist. Es ist also schwer zu behaupten, Müller habe seine Neigung zu Antithesen den Lateinern entlehnt. Dennoch liegt es sehr nahe, da gerade Müllers nächste Vorbilder, Sallust und Tacitus, stark mit Antithesen arbeiten. Von all den vielen klassischen Beispielen möge hier nur an ein besonders prägnantes aus der Charakteristik Catilinas erinnert werden: „alieni appetens sui profusus, satis eloquentiae, sapientiae parum“, (Sallust, bell. Cat. V, 4).² Bemerkenswert ist, daß S c h i l l e r, dessen Geschichts-

1. Ganze Reden als Belege hier anzuführen, würde einen gar zu breiten Raum einnehmen; auch scheint es nicht nötig, da man ihnen, zumal in B und C, schon bei flüchtigem Blättern häufig begegnet.

2. Die berühmte Stelle wird variiert und in ihr Gegenteil gewendet Tac., hist. I 99 (bei der Charakteristik des Galba): „pecuniae alienae non appetens, suae parcus, publicae avarus“. Von d'Alembert und von Abbt im 251. Lit.-Brief auch in Antithese übersetzt.

schreibung überhaupt starke Aehnlichkeit mit der Johannes von Müllers aufwies, sehr oft Antithesen gesetzt hat. — Hinter jedem Komparativ steckt eine Antithese. Die geläufige grammatische Form des Komparativ, ist, logisch betrachtet, die implizite Form der Antithese.¹ Daher bildet Müller viele Antithesen mit dem Komparativ: „Die Macht lieber genoß als befestigte“, A X — „... und jeder Potentat lehret, wie viel mehr er sich zu fürchten habe als andere ihn“ A XII — „Bei den Begräbnissen wurde mehr getrunken als geweint, viel erwogen was vom Verstorbenen genossen und nicht, was an ihm verloren worden; lang an sein Leben und nicht an seinen Tod gedacht.“ A 170. — Solche Antithesen sind natürlich ziemlich billig, geschickter ist schon: „il trouva ce qu'il ne cherchait pas“ EH 60 — „Sie glaubten zu sein, was sie hätten werden können.“ A XIII — „Von dem an lernten die Enkel bauen, was ihre Voreltern zu rauben gewohnt waren“ B 11 — „... was der Mensch mehr fürchten soll, ob die Not oder die Ruhe, ob den Feind oder sich selbst.“ B 7. — „den Verschworenen wurde das Ansehen genommen, das Leben gelassen“ A 127, verbessert zu: „den Verschworenen wurde das Ansehen genommen.“ B II 74. — Mit Recht sagt G u t z k o w: „Die Antithese ist so oft der Tyrann des Gedankens“. Wer sich daran gewöhnt, seinen Stil mit Antithesen zu schmücken, der wird bald auch in Antithesen denken, zu jeder Behauptung wird er ihr Gegenteil stellen. Das mag einerseits eine sehr gesunde Uebung der Logik sein, führt aber auch oft genug zum Aussprechen von Gemeinplätzen: „Die Menschen in dieser alten Zeit wußten wenig, doch alles Notwendige“ B 162 — „Von den Massalieten lernten die Gallier in griechischen Buchstaben schreiben . . . die Lehren und Beispiele des Lebens behielten die Gallier in die Herzen geschrieben.“ B 11 (der Gegensatz von „Lehre der Schreibkunst“ und „Lehre des Lebens“, wobei Müller wohl an die mündliche Ueberlieferung der Druiden dachte, ist recht weit hergeholt). — „Diese Bewegungen der Nationen verbreiteten ein Uebel, welches nicht mit ihnen aufgehört hat.“ B 132 — Das Polyptoton macht durch den Gleichklang der Worte die Antithese noch

1. implicite: „ich bin größer als du“ — explicite: „ich bin groß — du bist klein“ —. Es ist verwunderlich, daß R. M. Meyer, der die Antithese überhaupt nur als Gegenüberstellung von graduell, nicht sachlich Verschiedenem aufgefaßt haben will, diese letzte Konsequenz nicht zieht.

schlagender: „Rudolf . . . kam zu solcher Macht, weil er wenig Macht ererbt hatte“ A 58 — „ . . . ihm komme zu, für alle zu wachen, allen, für ihn zu streiten“ A 421 — „ . . . für die Freiheit militarisch und je militarischer je freier . . .“ A 444, geändert zu: „ . . . je gehorsamer und unerschrockener im Feld, umsoviel freier im Land“ B II 468. — Gleichviel, ob die Antithesen bei Müller auf die Lektüre der klassischen Historiker zurückgehen oder nicht (ich würde die Frage bejahen), sie sind auf jeden Fall ein Mittel zur rhetorischen Ausgestaltung der Sprache. Das bezeichnet auch R. M. Meyer als ihren Zweck neben dem anderen, zur genauen wissenschaftlichen Begriffsbestimmung zu dienen. Diese Verwendung lag aber Johannes Müller ganz fern.

Müller wird in seinen brieflichen Äußerungen mehr und mehr allem „rhetorischen Plunder“ (Mundt) feind. Doch ist es interessant festzustellen, daß trotz seines Strebens nach „Simplizität“ die Rhetorik keineswegs völlig aus seinem Stil schwindet, das bildete er sich nur bisweilen ein. Von Aeschilos sagt er: „ . . . dann weiß ich nicht, ob er seines Volks oder dieses eines solchen Mannes würdiger gewesen. Bisweilen zwar macht er unerträgliche Wortspiele . . .“ (an Bonst. 3. Juli 81); er tadelt also die Geistreicheleien der Wortspiele, und setzt selbst direkt davor eine kunstgerechte Antithese. — Schweizer Geschichte C II 467, Anm. 76 bringt Müller ein Bonmot der Adligen über den Freiherrn von Hasenburg: „Hasenburg habe ein Hasenherz“. Nicht eben anerkennend klingt der Zusatz: „Dergleichen Antithesenwitz ist auch bei den Alten sehr gemein.“ Die Stilideale mischen sich bei Müller, und praktisch war keineswegs immer überwunden, was er in der Theorie verwarf.

Chiasmus.

Der Gebrauch der chiasmatischen Wortstellung bei Johannes Müller zeigt, wie richtig R. M. Meyers Behauptung ist, der Chiasmus sei „eine in Bewegung gesetzte Antithese“. Die Beispiele sagen hier alles: „geschickt in Kriegen und am Hofe niederträchtig“ B 44 — „die Völker, Knechten gleich, gehorchten fröhlich gelinden Herren, und harten traurig“ B 49 — „durch Wankelmuth gefährlich oder furchtbar wegen ihrer Tapferkeit“ B 169 — Wieder mit Hilfe des Komparativs: „groß an Geist und an Tugend noch größer“ B 9 — „um Tugend oder Trägheit verachtet oder ge-

rühmt“ A XIV; hier ergibt die s a c h l i c h e Beziehung den Chiasmus. — Zwei Sätze werden chiasmisch gegeneinander gestellt: „Buzelin zog siegreich bis an die sizilianische Meerenge; mit gleichem Glück plünderte die adriatische Küste sein Bruder“ B 129 —; wäre noch „mit gleichem Glück“ gegen „die adriatische Küste“ vertauscht, so würde sich eine vollkommene Gegenbewegung der Satzglieder ergeben. In C 130 ist der Chiasmus vermieden. — Noch ein Beispiel mit Polypoton: „Immer wurden die Großen von den Königen, oder von den Großen die Niedrigen gedrückt“. B 141. —

Inversion.

Sonderbarer Weise erwähnen weder Wackernagel (S. 150) noch Rich. M. Meyer (S. 123) den Gebrauch der Inversion zu nachdrücklicher oder rhetorischer Sprache. Wackernagel sieht in der Inversion ein „Mittel des Hemmens und Festhaltens auf einem Punkt“; die regelmäßige Wortfolge (Subjekt, Prädikat, Objekt) nämlich bezeichne zugleich den Fortschritt des Gedankens vom Ausgangspunkt über die Tätigkeit zum Ziel. Stelle man nun einen der Teile um, damit er ein größeres Gewicht erhalte, so verdrehe man gleichzeitig Anfang und Ende der chronologischen Abfolge und gewinne ein retardierendes Moment für den Satz. Das ist sicherlich nur e i n e Wirkung der Inversion, und gewiß wird gerade die sehr selten bei bewußtem Gebrauch der Inversion angestrebt. Es sei mir also erlaubt, hier eine etwas gründlichere Theorie der Inversion vorzuschicken.

Nach H e r d e r ist die Inversion aller volkstümlich ungezwungenen Rede eigen. Erst der gelehrte Stil und eine genaue grammatische Regelung der Wortfolge, in der sich die logischen Beziehungen spiegeln, machen die Inversion zu einer auffälligen sprachlichen Erscheinung, zu einer „Figur“. Mit der Einführung des regelmäßigen Satzes ist die Inversion keineswegs verbannt: sie dient jetzt rhetorischen Zwecken, die Umstellung wichtiger Worte schlägt das empfindliche Ohr, die Aufmerksamkeit des Hörers richtet sich auf die vorangestellte Phrase (denn es muß nicht immer nur e i n Wort sein). Reißt man aber den grammatisch streng geregelten Satzbau wieder ein und verlangt, daß die Sprache sich sinngemäß an den Gedanken zu schmiegen habe, so tritt die Inversion wieder

in ihre alten Rechte: das tat Herder, dessen Sprache eine Fülle schöner, kräftiger Inversionen zeigt, und dafür trat Theodor Mundt ein. Für ihn ist die Inversion Ausdruck des geistigen Akzentes, ist Unterstreichung (S. 126). Mundt, der geschworene Feind aller „formellen Affektation“ und Herder mit der Einführung der gesprochenen Rede in die Literatur treffen sich in dem Bestreben, der Inversion ihre ursprüngliche Bedeutung wiederzugeben.

Bei Johannes Müller ist es oft schwer zu unterscheiden, ob sein natürliches Feuer und seine Lebhaftigkeit die Inversion hervorgerufen, oder ob er sie als rhetorischen Effekt berechnet. Sicherlich ist beides der Fall. Als Beispiele natürlicher Betonung des Wesentlichen scheinen mir: — „Lang und hart war ihr Kampf“ B 5 — „aber zu Stanz blieb der alte Sitz der Gerichte“ A 35 — „dem Attila schreiben die Sagen des Volkes den letzten Untergang vieler helvetischer Städte zu.“ B 89 — Nicht ganz so selbstverständlich klingt: „die ganze Regierung zu erleichtern, trachtete der neue Herzog Albrecht . . .“ A 62 — „diese Verwirrung stillte mit glücklicher Beharrlichkeit Kaiser Severus.“ B 63 — „des Verlustes erschrakten die Helvetier nicht.“ B 28. — Rhetorische Stilisierung zeigen dann folgende Inversionen: „Entsetzensvoll bei so unerhörtem Unfall floh alles Volk aus den Dörfern.“ B 132 — „Das freie Volk zu Schwyz verhehlte der Abt und vergaß der Kaiser.“ A 26 — „ . . . weil von diesem allen das allgemeine Wohl die einzige Absicht.“ A 68 — Manchmal verunglückten diese rhetorischen Experimente: „ . . . ; also der neugeborene Sohn die Herrschaft behielt.“ A 55 — „ . . . , und aber zu Monarchien die Zeit nicht reif war.“ A VIII — „ . . . und auch waren und noch sind an vielen Orten die Dorfschaften . . . zerstreut“ A 71 — Die letzten Beispiele, die mehr „formelle Affektation“ zeigten als sinngemäße Betonung eines wichtigen Wortes, wurden alle aus A gegriffen. In B wird die Inversion gestrichen, wenn sie nur rhetorischen Effekt machen sollte: „Widerstand, glaubten sie, werde nur greuliche Rache hervorbringen“ A 78, dagegen: „wohl glaubten sie, daß der Widerstand eine grausame Rache über die Waldstädter bringen könnte“ B 608 f. — „dieses hatten sie tun müssen . . .“ A 120, dagegen: „sie hatten dieses müssen tun . . .“ B II 69 — dagegen findet die Inversion dem Gedanken gemäß in der zweiten Auflage neue Anwendung: in der Sempacher Schlacht werfen sich die Troßknechte auf

die Pferde ihrer Herren, die sie bewachen sollen, und fliehen, als sie des Todes Herzog Leopolds gewahr werden. Den Rittern ist damit die Möglichkeit der Flucht genommen: „Also mußten sie (sc. die Ritter) . . . ihren Herren rächen“ A 425, in B wird der Gegensatz schärfer herausgeholt: „ihnen, . . . blieb übrig ihren Herrn zu rächen“ B 435 — „ . . . bis das Commando erging, die Truppen . . . den Schlachtgesang anstimmten . . . und auf dem Helm der jungen Ritter wankte drohend ihr hoher Federbusch“ A 168, „hoch stimmte die Mannschaft ihre Lieder der vorigen Siege . . . ; drohend wankte der hohe Federbusch von dem Helm der jungen Ritter“ B II 146; die vorgestellten Adjektiva klingen trotzig und stark. — Die von **W u s t m a n n** hartnäckig bekämpfte Inversion nach „und“ findet sich bei Müller häufig; „und erzählte der Graf“ A 49 — „und erhoben sich Aufruhren“ A 63 — „Menschenverstand war alle nötige Staatskunst, und wurde die demokratische Form nie eingeführt, sondern kam von selber“ A 23 — Diese Inversion wird aber in B verbessert. — „Und werden Siege richtiger nach ihren Folgen beurteilt“ A 106 entspricht: „Siege werden richtiger nach ihren Folgen geschätzt“ B II 36 — „und war die Stärke eines Jeden was nun die Kriegszucht eines Heeres“ A 110 f., „und wie nun Kriegskunst, so war muntere Leibeskraft in den Fehden das vornehmste“ B II 40. —

Apposition.

Müller findet neben den Mitteln der antiken Rhetorik auch eigentümliche Wege zur pathetisch gehobenen Sprache. Die Helden seiner Erzählung nennt er nicht einfach bei ihren Namen, sondern er legt ihnen gewichtige Appositionen bei: „Matthias vom Büel, Feldhauptmann der Glarner“ A 438 — „Johann von Oberkirch, Ritter,“ B II 434 — „Arnold von Winkelried, Ritter, aus einem alten heldenmütigen Unterwaldner Geschlecht“ A 422 — „Konrad von Au, ein Urner, Stadtvogt und Commandant“ A 432/B II 458 — Neben den Titel tritt noch eine rühmende Bezeichnung: „Johann Ulrich von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann“ C 467 — „Hugo Marschall, Ritter, Bürgermeister, ein tapferer Mann“ B 500 — Nicht nur, wenn ein Mann neu in die Erzählung eintritt, wird er mit allen Titeln genannt, sondern fast jedesmal, wenn sein Name fällt. Dadurch wird das Streben nach monumentaler Wirkung deutlich. Herzog Leopold ist schon oft erwähnt, dennoch steht A

415 wieder: „Leopold, Herzog von Oesterreich“ — Kurz hintereinander findet sich: „Herr Peter von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß zu Luzern“ B II 422 und B II 438: „Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern“. Aus den Anmerkungen in B und C wird deutlich, daß Müller die Titel verschiedenen Urkunden entnimmt und zusammensetzt. Die breiten Appositionen sind also nicht in den Quellen schon vorgezeichnet. So: „Rudolf der Harras, Herr von Schöna, Harnischmeister des Herzogen.“ B II 442. —

Datum.

Müller nennt gewöhnlich im Text keine Jahreszahlen, sondern setzt sie an den Rand. Tut er es doch, so verbindet er damit eine rhetorische Wirkung. (cf. oben die Verwendung des Datums als rhythmischer Absatzschluß.) Die Schlacht am Morgarten wird eingeleitet: „Der funfzehende October des dreyzehen hundert und funfzehenden Jahres brach an.“ A 101 — Die feierliche Bitte Luzerns um Aufnahme in den Bund der Waldstätte wird hervorgehoben: „in dem fünfundzwanzigsten Jahr der wohlbehaupteten Freiheit wurde dieses Ansuchen der Luzerner in die Waldstätte berichtet“. B II 70, dagegen in A 122 noch ganz einfach: „als dieses alsobald in die Schweiz berichtet wurde.“ — Der Anfang des Krieges, der in der Schlacht von Sempach seinen Höhepunkt fand, wird erzählt: „also unter Herrn Peter von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, in dem dreizehnhundert sechs und achtzigsten Jahr, desselben Jahres an dem andern Tag, zogen die Banner der Vierwaldstädte . . .“ B II 422. Die Uebergabe der Kiburgischen Stadt Burgdorf an die Berner wird in pathetischer Sprache geschildert: „Also an dem siebenten April in dem dreyzehnhundert vier und achtzigsten Jahr eröffneten Schultheiß, Rätthe und Bürger von Burgdorf dem Schultheiß, den Rätthen und Bürgern von Bern die von dem gemeinschaftlichen Stifter, Herzog Berchtold von Züringen, gegründeten Thore.“ B II 409/C II 440. — Ein Beispiel, wo eine Jahreszahl durch die Aufzählung einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten illustriert wird:¹ „In dem Jahr als Ludwig von Bayern, römischer Kaiser, um

1. auch das findet sich bereits in der antiken Historiographie, z. B. Polyb. I 6.

die Sache seines Banns den großen Reichstag zu Frankfurt versammelte und in Rense der Kurverein gemacht wurde; in dem Anbeginn der hundertjährigen Kriege der Könige von England wider das Haus Valois; in dem hundert sieben und vierzigsten Jahr der Erbauung von Bern: machten die großen Grafen und Freiherren ... einen Anschlag zu Zerstörung des gemeinen Wesens der Berner.“ B II 148/C II 168, in A 197 steht ganz einfach: „denn die großen Grafen und Freiherren machten eine Verschwörung“. — Oft werden verschiedene Zeitrechnungen nebeneinander gestellt, ein Datum wird z. B. nach Jahren der Stadt Rom und nach der christlichen Chronologie genannt. Dabei spielt eine gewisse gelehrte Selbstgefälligkeit mit. Die Chronologie als geschichtliche Hilfswissenschaft fand damals viel Interesse. (cf. Schlözers „Universalhistorie“ Kapitel II § 21 u. das ganze Kap. III; auch bei B. Hederich umständliche Erörterungen.) Diese doppelte Ausdrucksweise verwendet Müller auch als Auftakt zu großen Ereignissen: „In dem hundert acht und zwanzigsten Jahr, nachdem die Burgundionen über den Rheinstrom gezogen, unserer Zeitrechnung in dem fünfhundert vier und dreißigsten Jahr, standen Dietbert, Chlotar von Soissons ...“ C 125. —

Auswertung der Quellen.

Auf die Frage, wie weit Müller Quellenkritik getrieben hat, und ob er wenigstens immer den Bericht seiner Vorlage unverfälscht und unverfärbt wiedergegeben hat, kann in dieser Arbeit, als einer Stiluntersuchung, im allgemeinen nicht eingegangen werden. Aber ich kann es mir nicht versagen, ein paar Proben vorzulegen, die Müllers Tendenz zur monumentalen Ausdeutung der Geschichte erkennen lassen. Indem Müller seinen Helden edle Beweggründe für ihr Handeln zuschreibt, auch wo die Quelle keine oder entgegenstehende Angaben macht, will er sie zu Vorbildern des lebenden Geschlechts machen. Die folgenden Beispiele sollen zusammen mit den stilistischen Belegen meine Behauptung rechtfertigen, Müller habe eine Umstilisierung ins Pathetische vorgenommen. — Nachdem Caesar die Helvetier niedergeworfen hat, wollen sich 6000 vom Stamm der Verbigenen den schweren Friedensbedingungen durch Flucht entziehen; sie werden eingefangen. Caesar berichtet nüchtern: „*reductos in hostium numero habuit*“ (bell. Gall. I 28). Das

interpretiert Müller wohl richtig: „Hierauf wurden die Verbigenen niedergemacht“ (B 33), fügt dann aber ganz unhistorisch moralisierend hinzu: „er konnte nicht leiden, daß er betrogen würde“.¹ Caesar III 4: „P. Sextius Baculus, . . . , quem Nervico proelio compluribus confectum vulneribus diximus“ übersetzt Müller: „Baculus, welcher fühlte, . . . was er der Ehre seiner Narben schuldig sei, . . .“ B 38. — Müller macht also aus der Tatsache den ethischen Gesichtspunkt. — In A 72 stellt Müller einfach fest: „Den Wolfenschieß, einen Jüngling eines guten Geschlechts machte Landenberg zum Schloßvogt auf Roßberg in Unterwalden“. In B 605/C 639 aber wird der abtrünnige Schweizer gescholten: „Als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden von der Gesinnung seiner nächsten Verwandten so abwich, daß er auf Roßberg des Königs Burgvogt wurde, fürchteten ehrbare Männer vom Leichtsinn ehrgeiziger Jugend noch mehr Untreu am Land.“ — Am Morgen der Schlacht am Morgarten kamen 50 Schwyzer, die aus der Heimat verbannt waren, „an die Grenzen und baten um Erlaubnis, durch männliche Verteidigung des allgemeinen Besten ihrer Abkunft und Freiheit sich nun würdig zu beweisen. Welches abgeschlagen wurde; der Grund ist unbekannt“ A 100. — In B II 32/C II 39 dagegen macht Müller einen Zusatz: „die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Grenze aufnehmen.“ Der heroische Grund ihres Handelns wird den Schweizern erst später beigelegt. — Auch ein vermeintliches Gegenbeispiel spricht bei genauerem Zusehen für die Sache: A 48 f. wird die hübsche Geschichte erzählt, wie Graf Rudolf von Habsburg mit Abt Berchtold von St. Gallen einen raschen Frieden schließt, indem er ihn, seinen Feind, mit nur 2 Rittern im Kloster aufsucht. Müller erklärt wieder aus dem Charakter heraus: „In seinem Umgang war eine große Verachtung der äußerlichen Kleinigkeiten und eine offene Freimütigkeit“. Diese Bemerkung fehlt in der Parallelstelle B 495 ff., aber Rudolfs „Freimütigkeit“ wird dann doch erwähnt B 539 bei einer nachträglichen Anspielung auf das Ereignis. Hatte Müller ein historisches Geschehnis einmal als vorbildlich hingestellt, so ließ er diesen Gesichtspunkt so leicht nicht wieder fallen.

1. Ueber die Stelle schon Heinrich von Collin „Zerstreute Blätter aus dessen literarischem Nachlasse“, Deutsches Museum Bd. 1 S. 47.

Uebergang zu Absatz IV:

Tacitus oder Caesar?

Bisher wurde der Einfluß der Alten auf Müllers Stil als einheitliche Erscheinung dargestellt, indem nämlich nur das betrachtet wurde, was er als Pragmatiker und Rhetoriker von ihnen lernen konnte. In Wirklichkeit aber stieß Müller gleich zu Anfang seiner Studien, und gerade bei den römischen Historikern, auf den Gegensatz, der ihn während seines ganzen Schaffens beunruhigte. Was er von den Pragmatikern lernte, und wie er es zu seiner monumentalen Geschichte umdeutet, das haben wir bereits besprochen. Den Fortschritt gegenüber der Pragmatik bezeichnet Müller selbst einmal sehr schön: „... wenn neben dem Geist des denkenden, auch das Herz des fühlenden Lesers interessiert werden kann.“ (an Bonst. 6. Juli 76). Nun aber stellte sich dieser, auf den beiden ersten Entwicklungsstufen von einem Zweck geleiteten Geschichtsbetrachtung eine andere gegenüber, die das historische Geschehen selbst als wesentlich in den Mittelpunkt stellte, die „referierende Geschichte“ (Bernheim). Die Exponenten beider Auffassungen sind Tacitus und Caesar. Die Wirkungen dieses Gegensatzes auf die Darstellung lassen sich mit zwei antithetischen Begriffspaaren bezeichnen:

Reflexion	Tatsache
Rhetorik	Simplität

Caesars Commentarii zum gallischen Krieg berichten vor allem den Verlauf der Ereignisse.¹ Er bedient sich einer verhältnismäßig schmucklosen, militärischen Sprache. — Es ist erstaunlich zu sehen, wie hilflos und unentschlossen Johannes Müller lange dem Problem der Darstellung gegenüberstand. Wir lesen: „Caesar schreibt wie ein Kaiser und er ist mein Lieblingsautor“ (an Fübli, 6. Jan. 72). Dagegen: „Ich bin in dies Genie (Friedrich den Großen) verliebt, seit ich weiß, wasmaßen er, wie ich, Tacitus und Macchiavelli allen Geschichtsschreibern vorgezogen ...“ (an Bonst. 1775) — weiter: Ich fühle, daß Caesar noch itzt Helvetier überwindet; mich

1. Es ist mir wohl bewußt, daß auch Caesar seine Bücher nicht ohne politische Absichten schrieb, auch daß er bisweilen die Form stilisierte, z. B. den Anfang des ersten Buches. Aber es muß hier bezeichnet werden, wie Müller den Gegensatz betrachtete, und an Tacitus gemessen konnte er Caesar schon „simpl“ nennen.

hat er unterjocht; . . . Die feinste Eleganz, verissima scientia consiliorum suorum explicandorum,¹ die seltene Gabe nicht allein . . . nichts überflüssig zu sagen, sondern auch nie nichts zu vergessen; . . . seine Reden bestehen nur aus T a t s a c h e n, welche er in das vorteilhafteste Licht gesetzt hat“ (an Bonst. 19. Jan. 78) — Aber: „Meine Wahl ist getroffen, ich möchte denen gefallen, welchen Salust und Tacitus . . . gefallen.“ Die Beispiele lassen sich noch sehr vermehren. Versucht Müller aber eine Entscheidung, so fällt sie doch immer, auch schon in früher Zeit, zu Gunsten Caesars aus: „ . . . Caesars simple Subtilität, Tacitus' zuviele Reflexionen, der göttliche Horaz . . .“ (an Füßli, 18. Aug. 72) — „Caesar ist mein Held, mein Meister“ und kurz davor: „Mir selbst gefällt, wie Du weißt, Caesars Manier besser, als selbst Tacitus seine.“ (an Füßli, Okt. 72). — „Ich gestehe, daß mich Caesar dem Tacitus untreu macht. Zierlicher und reiner zu schreiben ist unmöglich; in ihm ist die wahre Präzision, indem er alles Nötige, und nichts weiter sagt; er schreibt als ein Staatsmann, von allem ohne Eifer. Tacitus, als Philosoph und Redner, und als ein Mann, welcher das menschliche Geschlecht liebte, wirkt bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, so kann ich zu Ausschweifungen verführt werden; mein Caesar kann mich nie verführen. (und jetzt kommt ein hochinteressantes Beispiel, aus dem sich sofort stilistische Regeln ableiten lassen:) Er wollte sagen, die tapfersten Gallier wären die Belgen, weil sie in ihren alten Sitten leben und fern von Rom; ein Akademist hätte gesagt, von den verdorbenen Sitten, von den Lastern der entnervten, der ausgearteten Römer! — cultu adque humanitate provinciae; minimeque ad eos mercatores saepe com-
meant adque ea, quae ad effeminandos animos pertinent, important.“ (an Bonst. 16. Jan. 78) Caesar gibt kein allgemeines Urteil ab, sondern er bezeichnet den Zustand durch die Erzählung einer Einzelheit: es kommen keine Kaufleute zu den Belgen. (Eben diese Methode rühmt Bernheim S. 788 ff. an Ranke, er nennt dies „Vertretung durch das charakteristische Beispiel“. Ranke selbst sagt: „Das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere darstellen“) Und noch eine zweite Regel lernt Müller aus Caesar: Epitheta sind der Simplizität wahrer Größe nicht angemessen. Die Sprache des Akademisten, den Müller hier

1. Ist Citat von Hirtius bell. Gall. VII. präf. 7.

ein wenig gehässig kopiert, bringt dagegen gleich drei! Man sieht gegen wen sich dieser Spott richtet: gegen die Franzosen. Diese zwei Lehren aus Caesars Werk werden von Müller in zwei verschiedenen Perioden seiner stilistischen Entwicklung beherzigt: Keine Epitheta, sondern monumentale Einfalt, das wandte sich nur gegen den Pragmatismus und seine seichten Urteile. Tatsachenhistorie dagegen, (und damit neue, malerische Epitheta) beseitigt auch die herbe Stilisierung der zweiten Epoche. Müller faßt das, was er von Caesar gelernt hat, in ein immer wiederkehrendes Bild: die historische Darstellung muß einem Fluß gleichen. (so an Bonst. 2. Nov. 74, Januar 75, 6. Juli 76, 12. Apr. 77. „So wird die ganze Geschichte wie die Reuß vom Gotthard aus ihrer Quelle am Vierwaldstädtersee ohne Hindernis daherwallen und Euch fortreißen.“ An Nicolai 27. Februar 88; bemerkenswert, daß auch Jean Pau. (§ 86) in seinem oben zitierten Urteil über Johannes Müller sich dieses Bildes bedient) In diesem Schwanken, ob er Caesar oder Tacitus folgen solle, bereitet sich Müllers drittes Stilideal vor. Die Entwicklung, die hier nach den Briefen gezeichnet ist, erkennt man auch in Müllers Rezension „Ueber Studium und Uebersetzungen des Tacitus“ (Zeitschrift „Elysium“, 1806, Nr. 68). Da heißt es: „Tacitus . . . ist aus den Zeiten des von der ersten Einfalt schon ins Gekünstelte sinkenden Geschmacks. Ich fürchte, wir würden uns bald zu viel zieren, oder Concetti in Bande pressen, bei denen dem Leser nie ganz wohl ist. Beginnen wir lieber mit Julius Caesars majestätischer Eleganz“. — Der Sieg der Tatsachenhistorie, verbunden mit dem auf Rousseaus Einfluß zurückzuführenden Bestreben, in den ursprünglichen Schönheiten der Sprache neue Ausdrucksmittel zu suchen, führen eine Reihe stilistischer Erscheinungen herbei, auf deren einzelne Untersuchung wir nunmehr eingehen müssen.

Rekapitulation.

Zuvor noch ein kurzer Rückblick auf das Kapitel: das Streben, seine großen (wenn auch oft nicht selbständigen) Ideen in einer erhabenen Sprache auszudrücken, führt Müller zum Gebrauch der antiken Rhetorik. Lateinische Worte und Wendungen schleichen sich in seinen Stil ein, vielleicht ganz unwillkürlich, denn die Uebersetzungen sind recht frei und unabhängig. In der Syntax dagegen treffen wir auf gewollte Stilisierung: Voranstellung des gemeinsamen

Subjekts zweier Sätze, relativer Anschluß, lateinische Genitivkonstruktionen und veränderte Rektion der Verben sind die auffälligsten Erscheinungen. Eigentlich rhetorische Stilmittel sind dann der vorgestellte Genitiv, die rhetorische Frage, die fingierte Rede, Antithese, Chiasmus und Inversion, alles Errungenschaften der römischen Beredsamkeit. Ein wenig aufgeblasen und hohl erscheint dagegen Müllers Pathos, wenn es sich in rühmenden Appositionen oder breit vorgetragenen Jahreszahlen äußert. Ein Seitenblick auf die Auswertung der Quellen überzeugt uns, daß Müllers monumentaler Geschichtsstil Ausdruck einer gleichgerichteten Geschichtsbetrachtung ist. Aber neben allem Kunstvollen und Künstlichen, das Müller bei den Römern bewunderte, hat ihn ein klassisches Werk von größter Sachlichkeit und Schmucklosigkeit von Anfang an begeistert: Caesars gallischer Krieg.

IV. Der erzählende Stil.

Heeren in seiner laudatio auf Johannes von Müller bezeichnet dessen Stil als einen „veredelten Chronikenstil“ (S. 89). Dann fährt er fort: „das Mittelalter wollte er schildern; ist es zu tadeln, wenn auch seine Sprache die Farben davon trug? Aber sichtbar ist zugleich dieser Stil lateinischen Schriftstellern nachgebildet.“ Geistreich erfaßt hier der jüngere Historiker zwei Seiten von Müllers historischem Stil. Daß Müller auch Pragmatiker war, will er nicht gelten lassen. Doch hoffe ich deutlich gezeigt zu haben, daß die aufklärerischen Züge als „Bildungsgut“ bei Müller zu erkennen und zu werten sind. Das Zurückgreifen auf antike Stilideale zeigte schon, daß sich Müller mit dem Rationalismus nicht zufrieden geben konnte; dann aber führte ihn Rousseaus Einfluß zu dem zurück, was sein angeborenes Talent war: zum Erzählen: „Dieser Rousseau lehrt mich eine einzige, sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu Reden“ (an Bonst. Jan. 75.)

Satzbau (Numerus der Prosa).

Beim Lesen von Müllers Schweizer Geschichte in erster Auflage fällt als deutlichstes Merkmal der abgerissene, herbe Satzbau auf. Es wurde schon gezeigt, daß es sich dabei um eine bewußte Nachahmung des Tacitus handelt, das beweist nochmals der Rat, den er seinem Freund Füßli gibt: „nicht nur für die Welthistorie, sondern überhaupt fürs Publikum muß alles ungleich mehr konzen-

triert werden, wenn man's neben Tacitus stellen soll. Ich dächte, Du würdest auch im Schwaben-Krieg den Stil etwas nervichter und abgebrochener (*coupé*) machen." Die einzelnen stilistischen Hilfsmittel zur kurzen Ausdrucksweise wurden bereits im vorigen Kapitel behandelt. Wie die zeitgenössischen Kritiker diese Neuerung zum Teil begrüßten, andere sie aber entschieden ablehnten, liest man bei Ferd. Schwarz S. 31 ff. Jean Paul nimmt für Müller Stellung und erklärt die harte Diktion aus der Kraft der Idee (s. o.). Hier sollen nur noch einmal ein paar prägnante Beispiele für die ursprüngliche Satzbildung Müllers stehen, um damit einen Ausgangspunkt für die Betrachtung der Weiterentwicklung zu gewinnen. Sowieso ist die allgemeine Feststellung, Müller habe zerhacktes Taciteisches Deutsch geschrieben, nicht sehr fruchtbar. (nach R. M. Meyer, S. 65) — Nun Beispiele: „tapfere Soldaten liebe er väterlich, führe er siegreich an, bereichere er durch Beute und mache sie zu Herren." A 70 — „Mauern verschmäheten sie; bürgerlicher Gesellschaft bedurften sie nicht, jeder tat alles." B 64 — „viele Geringen flohen in seinen Schutz, die Armen gewann er durch dargeliehenes Geld; wider unmäßigen Reichtum war kein Gesetz. Dieser Mann suchte die höchste Macht über sein Volk." B 21/C 24. — Ohne Konjunktion stoßen die Sätze hart aufeinander! — Weniger glücklich: „Da sich dann die Urner des Schlosses Zwing Uri bemeisterten." A 83 — „Also unterwies er die Truppen . . . ; umschuf seine Reiterei; verband Heldenfeuer mit Beobachtungsfleiß . . . ; gab der Taktik . . . Bestand im Wesen . . ." A XV — Vor allem in der direkten Rede sind die kurzen Sätze zu finden, meist mit deutlicher Rhythmisierung: „dem ohngeachtet kamen sie überein: sie wollen es ferner nicht leiden."

sie wóllen es féerner nicht léiden.

Das ist wie eine freigebaute 4hebige Zeile eines alten deutschen Epos. „Da schwur er: wann er siege, wolle er ihnen keine Bitte abschlagen. Und er siegte, durch die Berner. Nun (sprach er) fordert; worauf der Anführer geantwortet: um Silber und Gold bitten wir nicht;" A 156. — Wieder klingen rhythmische Zeilen vor:

únd er siégte dúrch die Béerner.

Vier kraftvolle Trochäen, mit deutlicher Cäsur, geben nicht nur die Mitteilung der Siege, sondern zugleich ein Klangbild des „militarischen Lebens" der alten Schweizer. Weiter:

um Sílber noch Góld bítten wir nícht.

In der Rede, wie oben, Daktylen. Aber diesmal mit stumpfen Ausgang, den Stolz der Berner malend. Auch bei weniger strenger Rhythmisierung ist die Cäsur deutlich (je 3 Hebungen):

„ób der Hérzog ihn billige, dárán llege wénig.“ (A 121)

Ebenso: (A 127) „den Verschworenen wurde

das Ansehen genómmen, das Lében gelássen.“

„Ansehen“ ist natürlich zweisilbig gesprochen. Das letzte Beispiel legt nahe, die rhythmische Zweiteilung als Parallele zu den häufigen Antithesen in Müllers rhetorischem Stil zu betrachten. Zweifellos schrieb Müller diese Sätze nicht ohne stark ausgeprägtes rhythmisches Empfinden. Seine kurzen Sätze, nach der Grammatik (und auch Logik) ein haché, formen sich ihm zu rhythmisch gerundeten Gebilden; dem Auge beschwerlich, für den Verstand oft nur mit Not aufzufassen, gefallen sie doch dem Ohr beim lauten Vortrag. Noch ein Beispiel:

„Léopold, hülflós, rief: ich bin Furst von Oéstreich“ (A 424)

Schon in dem Vordersatz liegt eine mächtige Steigerung: zwei Senkungen, dann eine, stumpfer Schluß. Malt das nicht steigende Erregung? Der Notruf des Herzogs in 3 drängenden Trochäen könnte kaum stärker gefaßt sein.

Aehnlich werden kleine Nachsätze in Trochäen an eine größere Periode enklitisch angeschlossen: „So ist alles dieses geschehen, weil es bequemer und billiger schien, ohne Ehrgeiz.“ A 37 — Mit Auftakt: „Alsobald verbanden sich die Leute des Tals Uri . . . ; worauf sie schwuren.“ A 66 f. — „die alten Männer erinnerten sich ihrer Jugend, bewaffneten ihre zitternden Glieder, fielen plötzlich heraus; mit Erfolg.“ A 220 — Dieser Satz wird in B II 174 geglättet, dabei fällt auch der rhythmische Schlußfall: „in Erinnerung ihrer Jugend bewaffneten sie die zitternden Glieder und schlugen den Feind von der Stadt, noch ehe von Thun die Mannschaft wiederkam.“ Man kann sich nicht genug hüten vor gesuchtem Haschen nach poetischen Rhythmen in der Prosa. Mehr noch als die hier versuchten Zergliederungen wird der sinngemäße, laute Vortrag weniger Seiten der Schweizergeschichte A von dem rhetorischen, auf auffällige Rhythmen gestellten Charakter des Buches überzeugen. Denn überhaupt handelt es sich hier um eine Sache des Ohres, nicht des Auges. (cf. Norden S. 53 Anm. 3).

Die kurzen Sätze werden im allgemeinen bei der Umarbeitung zu größeren Satzgebilden verschmolzen. Die Diktion wird ge-

mäßigt. Sie wird damit anspruchsloser, weniger trotzig und herausfordernd. Manche schroffe Willkür wird gemildert, aber auch manche rhythmische Kraft und Schönheit zerstört. Dem Erzähler der Tatsachen kann es nicht mehr wichtig sein, jedem Wort Prägnanz und Bedeutung zu verleihen, wie es der Pragmatiker tat, der alles zu Lehre und Vorbild machen wollte. Ein sehr deutliches Beispiel: „dem Steiermarker Volk . . . gab er zur Antwort: ich will regieren wie Ottokar; den Wienern: ich bin euer Herr.“ A 64. — Wieder erscheint die Rede rhythmisiert:

Ich will regieren wie Óttokàr.

(zwei Daktylen und der Schluß durch Nebenton noch verstärkt). Die zweite Antwort noch schroffer in Wort und Klang (nur Trochäen):

Ich bin éuer Hérr.

In B (und C) nimmt dieselbe Sache dagegen über eine Seite ein. Ich gebe nur die Rede wieder, Müller stilisiert sie ganz im Ton der Chroniken: „Recht also mein Vater diese Land hat funden in der Gewalt Ottokars, weder minder noch mehr, so will ich sie lassen bleiben.“ C 603. — Die Verhandlung mit den Wienern wird überhaupt nicht mehr in direkter Rede gegeben: „Er, als die Stadt Wien, der Adel, Böhme, Ungarn, Bayern und Salzburg wider in waffneten, drängte die Wiener so, daß die Ratsherren barfuß und barhaupt ihm die Schlüssel auf den Cahlenberg bringen mußten; da er denn unbequeme Freiheiten vor ihren Augen zerriß“. — Bemerkenswert, daß Müller auch hier das Subjekt ganz an die Spitze des Satzes stellt, diese lateinische Konstruktion bleibt in allen Bearbeitungen (s. o.) — Aus drei Sätzen wird einer: „und nach vollendeter Andacht gingen sie spazieren. Da ihnen dann vier Chorherren aus adelichten Geschlechtern begegneten. Bei dieser Gelegenheit redeten die Chorherren . . .“ A 88 — „da sie nach vollendeter Andacht spazierten, kam der Pfarrer, der Schulmeister und mit ihnen vier vornehme Conventherren an die Landleute, und redeten mit ihnen . . .“ B II 20 — Ebenso: „Leopold war von einer besonderen Lebhaftigkeit, also daß in seinen Leidenschaften sein Gemüt auf das Aeußerste zielte; wodurch er eine große Meinung von seiner Gewalt bekam, weil dem aufwallenden Menschen alles leicht scheint; wann er sich betrügt, wird hierdurch die Leidenschaft eines erschrecklichen Zorns angeflammt; übrigens war er voll

Heldenmut.“ A 93. — „Es leuchtet in seinem ganzen Leben hervor, daß er in allen Dingen mit äußerster Kraft handelte, von dem Nachdruck aufwallender Leidenschaft alles erwartete, und wenn er sich betrog, durch Zorn und Gram sich selbst und andern schrecklich wurde.“ C 32. — Hier ist die Fassung in A umständlich und länger, in B wird glücklich in einen Satz zusammengefaßt. — „Vierzig Laupener streiften gegen Freiburg; 22 wurden erschlagen. Als Erlach dieses hörte, schwur er, sie zu rächen, Alles was er wollte, geschah; denn er besaß die Stärke des Charakters, der alles weicht.“ A 219. — „Auf der andern Seite taten vierzig Laupener einen Streifzug auf die Freiburger, und es geschah, daß der erstern 22 erschlagen wurden. Als Erlach dieses hörte, beschloß er die Blutrache dieser tapfern Männer, auf daß den Feinden der Mut nicht steige. Er hatte eine alles unterwerfende Seelenkraft und unveränderliches Glück, alle Bürger folgten ihm.“ B II 172. —

Müller hat natürlich nicht immer die frühere Kürze zum „Fluß der historischen Darstellung“ umgeformt. Während aber früher das Ohr durch die gleichmäßig herbe Sprache ermüdet wurde, benutzt er jetzt kurze Sätze zur Charakterisierung bestimmter Situationen. — Die römischen Kaiser der Spätzeit können sich kaum der von allen Seiten andringenden Feinde erwehren. Von Severus Alexander wird erzählt: „Vom Euphrat eilte er an den Rhein“; (jetzt die Hast, die Streitigkeiten beizulegen:) „die Verletzung der Grenze vergab er um Frieden“ B 69 — Ein Bootsunglück: eine achtzeilige Periode endet: „... stieß der Kahn an einen überhangenden Baum und schlug um; Hartmann kämpfte durch; aber er wollte noch einen retten; die Wellen überschlugen;“ (die Folge wieder ruhiger:) „da starb mit fast seinem ganzen Gefolge Prinz Hartmann, Rudolfs Hoffnung“. Rhythmisch wieder der zweihebige, trochäische Nachsatz interessant. — Eine Beschreibung wird gewöhnlich breit gegeben, entscheidende Taten noch immer mit der alten Kürze: „Wenn ihre riesenmäßige Höhe und Stärke, ihr wilder Mut, ihre langen Spieße und ihr Kriegsgeschrei die Augen und Ohren überwunden, so standen sie im Treffen fest und eng, undurchdringlich, unaufhaltbar, so daß dem Stoß dieser Menge nicht gemeine Kriegskunst entgegengesetzt werden mußte. Sie schlugen den Konsul Marcus Silanus.“ C 16. — Müllers Talent für rhythmische Komposition dehnt sich jetzt auch auf die Periode aus; Höhepunkt der Periode sind hier vier Trochäen:

ündurchdringlich, unaufhältbar

In deutlicher Symmetrie dazu ein Vor- und ein Nachsatz. — Von Attila wird mit nachdrücklicher Kraft gesprochen: „Er sprach, so sandte Theodosius den Tribut von Konstantinopel. Er brach auf, so vergaß die ganze Barbarei im Abendland all ihre Trennungen.“ B 88 — Die Anakolute verstärken den Eindruck. — Die Umwandlung zu geschlossenen Satzgefügen von A nach B ist zu deutlich, um — wie frühere Erscheinungen — erst durch Einzeluntersuchung festgestellt werden zu müssen. Nur bei genauem Zusehen findet man einmal ein Gegenbeispiel: „andere machten und färbten Tuch“ A 169 — „einen Handel hatten sie, Tuch“. B II 145. — „Von den Feinden, die das Korn ernteten, wurden sie erblickt“. A 420 — „Es war der Ernte Zeit; sein Volk mähete Korn.“ B II 433. —

Häufig wird jetzt eine Sache, die eine gleichmäßig fließende Diktion verbietet, zwar in einer Periode gegeben, die aber in sich sehr unruhig gegliedert ist. Die Bearbeitung A hätte in solchen Fällen einfach knappe Sätze nebeneinander gestellt. — Die stammelnde Redeweise des Bittflehenden malt die Stelle C 59: „Claudius Cossus, Sprecher der Gesandtschaft, stand vor ihm, todblaß, voll Angst; fing an, ohne Entschuldigung, zu flehen, das Unglück der Helvetier zu schildern, zu malen die bange Erwartung des vernichtenden Wortes; unterbrach sich, als aus Furcht verstummend, bebend, weinend, als sähe er den blutigen Tag.“ — „Als Caesar vernahm, daß die Helvetier . . . oben an der Provinz herziehen . . . hielt er für gut, ihre Unternehmungen mit genugsamer Macht zu beobachten, übergab das Heer bei Genf seinem Legaten Labienus, eilte nach Italien, hob zwei Legionen, führte drei aus den Winterlagern, war schnell wieder in Piemont, vertrieb durch Gewalt und Schrecken die Centronen¹ . . ., durchzog mit mehr als 30 000 Mann Vokontien und Allobrogien, ging im Sebusianischen² über den Fluß Rhodan, und erschien im Rücken des Helvetischen Heeres.“ C 30 f. — Die stürmische Eile der Maßnahmen Caesars könnte nicht besser charakterisiert sein. — Hier ist Caesars Vorbild ganz deutlich. Norden führt S. 210 noch an: „wie unübertrefflich wird de bello civ. I 6 die unruhige Hast der Italien verlassenden Pompejaner in ganz kleinen asyndetischen Sätzen gemalt.“ — Besonders lehrreich: „hierauf

1. sic! obwohl bell. Gall. I 10, 4 Ceutrones,

2. sic! obwohl bell. Gall. I 10, 5 Segusiavi.

überraschte, schlug und verjagte er seine saumseligen uneinigen Feinde.“ C 604. — Die siegreichende Schnelligkeit Herzog Albrechts kommt in drei sich drängenden Verben zum Ausdruck; seine Feinde nehmen sich Zeit: zwei breite Epitheta finden Platz. Das ist letzte Kunst der Wortwahl: das Verbum für den raschen Fortschritt, Attribute für den Stillstand. Auch der Rhythmus ist ganz entsprechend: erst rasche Metren, dann ein deutliches Ritardando durch beschwerte Hebungen:

saumselige, ünelnige Feinde.

Johannes Müller hat nur durch ein ständiges Bemühen um seinen Stil seine Sprache in einen ruhigen Fluß gezwungen. Es ist verständlich, daß ihm die Periodenbildung Mühe machen mußte, nachdem er sich zuvor eine zerrissene Diktion angewöhnt hatte. Eine ganze Reihe seiner Satzgebilde, in der Ausgabe A und auch noch B und C, sind recht unglücklich. Entgegen den oben zitierten, schönen Beispielen gelingt es ihm oft nicht, all das zu erfüllen was Theodor Mundt (S. 105) fordert: „Der Atem des Gedankens ist der Beweger der Perioden, er muß sie abteilen, gliedern, messen, verbinden, selbst ihren Klang bestimmen“. — Ganz auffällig wird gegen diese Vorschrift in A 20 gesündigt: „Starke Leute wie Riesen, ein ungemein streitbarer Geist, Kleider von den Häuten und von der Wolle eigenen Viehs, eine gesunde Nahrung von Milch, Käse und Fleisch, ohne Brot und ohne Wein, eine völlige Unabhängigkeit von Handwerkern, indem jeder selber sein Haus baute, seinen Werkzeug richtete, seine Kleider verfertigte, diese Gestalt geben diesem Volk die Sagen.“ Die Verdrehung von Aussage und verbum dicendi rächt sich in den zwei umständlichen „diese“. Die Inversion wird dazu keineswegs von der Sache erfordert. Bei der Beschreibung der Sitten ist sie „formelle Affektation“. Nicht weniger häßlich in B 465: „in demjenigen Helvetien, welches unter dem Herzogtum Schwaben war, entstanden im Untergang des Hauses Hohenstaufen diejenigen Unruhen, worin Rudolf Graf zu Habsburg den Ruhm erwarb, durch welchen er König der Deutschen wurde.“ Wieder halten die Demonstrativa den Satz mühsam zusammen. Gegen die (auch von Th. Mundt formulierte) Forderung von der „Einheitlichkeit der Scene“ im Satz verstößt: „In . . . Helvetien war schwache Spur des vorigen Glücks am lemmanischen See, der höher als nun stand, . . .“, also eine geographische Bemerkung mitten in kulturhistorischen Betrachtungen.

Nun aber noch ein paar schöne Perioden: C 532 ff. wird in breit entwickelten Sätzen Rudolfs Freude über seine Wahl zum deutschen Kaiser und sein fröhlicher Zug nach Aachen geschildert. Auch in der anschließenden Betrachtung stört keine Rhetorik, keine gezwungene Kürze den heiteren Ton: „Dieses Glück erwarb der Graf zu Habsburg, nicht weil er seinen Stamm bis zu den Großen des alten Reichs der Franken und in Geschlechter von Heiligen hinaufzählen konnte, nicht weil er die langerniedrigte Macht seiner Väter durch Kiburg erhob, und nicht weil die Tochter Hartmann des Jüngeren . . . das hintangesetzte Habsburgische Recht ehren . . . müssen, sondern weil er, wie Kurfürst Engelbrecht von Köln sagte, 'gerecht und weise und von Gott und Menschen geliebt war' “. C 534. — Die Anapher gibt eine sehr natürliche Verknüpfung der Teile. Wie matt erscheinen jetzt die Antithesen A 58, die nichts von der freudig bewegten Stimmung nach dieser Kaiserwahl zu vermitteln vermögen: „Rudolf ist Urheber der Größe, und kam zu solcher Macht, weil er wenig Macht ererbt hatte. König wurde er, weil er keinem Fürst furchtbar war.“ — — Zwar mit Hilfe des lateinischen *participium coniunctum* aber doch sehr sicher aufgebaut, ist folgende Periode: „Denn das bewunderungswürdige Werk sicherer Straßen durch das ungeheure Gebirg zwischen Deutschland und Italien, von Octavius Augustus unternommen, von den Barbaren mißbraucht und versäumt, hergestellt für die Heerfahrten der deutschen Kaiser, von den Alpenvölkern aus Armut oder Unwissenheit meist schlecht unterhalten, war nach Abgang der Kaiser und Herzöge von Schwaben durch den Untergang aller Aufsicht in großer Gefahr.“ C 519 — Rhythmisch reizvoll ist die Umstellung: „hergestellt für . . .“

Nicht nur das Grammatische des Satzbaues, sondern auch der Numerus der Prosa ist jetzt wesentlich verändert. Früher klang Müllers Sprache hart wie ein Trommeln und nur an markanten Stellen verdichtete sich die Rede zu kraftvollen Rhythmen. Jetzt aber gilt seine Hauptsorge dem wohl lautenden Aufbau, die Schönheit liegt in dem glücklichen Verhältnis von Sätzen und Satzteilen. Aus schönem Rhythmus wird schöner Numerus.

Die Wiederholung eines Wortes nach Einschub längerer Zwischensätze kann man als gelöste Rede und freie kräftige Satzbildung deuten, aber auch als rhetorische Phrase: „Nos principes Italiens,

disait le grand homme que je viens de nommer, nos princes Italiens . . . voyaient . . .“ EH 50. — „Mühlhausen, aus vielen Edelsitzen . . . entstanden, . . . und aus einem Dorf zu der Stadt . . . erhoben, dieses Mühlhausen . . .“ C 541. — „Aber Herrn Burkard von Schwanden im Lande Glaris, . . . dem zerstörte er Schwanden, Soole und Schwendi . . .“ B 596, in C 629 ist die Wiederholung vermieden. — Müller bemächtigt sich allmählich aller Mittel eines schönen Periodenbaues.

Worthäufung, in der knappen Sprache von A nur selten, wird in B ein beliebtes Mittel zur Ausschmückung der Diktion: „was die Freiheit, was Siege, was Mut, was blühende wallende Jugendkraft, was derselben Erinnerung, endlich die Blüte eines gemeinen Wesens dem Menschen gewähren . . .“ A 168/B II 146 — „die Ritter dieser Stadt, ihr Mut und ihr gemeines Wesen, ihre sieghaften Schlachten, das Glück ihres Volks und die Macht ihrer Feinde waren . . . wohl bekannt“ A 202/B II 153. — Viel häufiger in B: „die Gelehrten und die Menge, die Werkmeister und die Materie, die Lehrer und die zu Belehrenden, Leib und Seele, wurden sich fremd.“ B IV 222 — „diese Vorstellung, wohl gefaßt, mochte die höchsten Tugenden, Selbstbezwingung, Enthaltbarkeit, Standhaftigkeit, mochte Heldenmut, mochte Gemeingeist und unerschütterliche innere Glückseligkeit begründen.“ B IV 243 f. —

Die breit umschreibende Redeweise mit „es“ als vorläufigem Subjekt, wie sie die alte deutsche Sprache, wie sie Luthers Bibel und das deutsche Märchen kennt, dringt in seinen Stil ein: „es blüheten keine Söhne der Plebejer“ B 48 — „es ist aber die ganze Nation untergegangen“ B 72 — „es würdigte ein Bischof das fallende Noviodonum seiner Gegenwart nicht mehr“ B 91 — „es wußten die Burgundionen weder die Herrschaft geduldig, noch die Freiheit ohne Mißbrauch zu ertragen.“ B 141. — Doch kann man sie auch schon in A finden, wie bisweilen die Worthäufung: „es war aber diese Dienstbarkeit sowohl den Ueberwindern als der Nation verderblich“ A 3 — „es war aber der Graf Rudolf . . .“ A 47 — Ueberhaupt war der breite und fließende Stil nichts absolut Neues für Müller. Im Gegenteil: pragmatische Kürze und römische Rhetorik sind angelernte, mit viel Mühe erworbene Ausdrucksweisen, also Bildungsgut. Munteres Erzählen und anschauliches Schildern erscheint als Müllers ursprüngliche Begabung, auch wenn er sich

erst später — und nur teilweise — dazu zurückfindet. Der Standpunkt unserer Betrachtung verschiebt sich also gegen den der beiden vorigen Kapitel: war dort zu zeigen, daß manche rhetorische Stilisierung in den späteren Bearbeitungen erhalten bleibt, so ist es jetzt Aufgabe, Spuren des erzählenden Stils in A nachzugehen, um damit zu beweisen, daß sich bei Müller nur nach Stilidealen, nicht nach Stilperioden scheiden läßt: „alles fließt“.

Eben schon wurde an die Sprache der Bibel erinnert. Manche Stellen würde man bei lautem Vortrag von Klang und Wortwahl verleitet, ohne weiteres für Bibelstellen erklären: „Da sie nun, wie ganz Asien, einem einzigen Menschen dienstbar werden sollten, verließen die von Phocäa ihre alte Stadt, und Ionien den Garten der Erde, und alle ihre Eidgenossen und Verwandte in Ionien, Aeolien und auf den Inseln, die Gefährten ihres Wohlstandes und Unglücks.“ B 10. — Das Wort „Eidgenossen“ stört allerdings. Wie die römischen Schriftsteller unkritisch ihre Bezeichnungen (und Begriffe!) von Staat, Verfassung und Militärwesen auf fremde Völker übertrugen (interpretatio Romana),¹ so liebt Müller, einige Wörter von freiheitliebendem Klange bei allen Zeiten und Völkern anzuwenden. („Eidgenossen“ der Phoker B 10, „Eidgenossen“ bei den Helvetiern unter Orgetorix B 14, 21, „Eidgenossenschaft“ der Rätier B 40.) — „Da erschienen unversehens große Schiffe, und landete ein fremdes Volk, gelehrt und erfahren in allen Künsten des Kriegs und Friedens, groß von Geist und an Tugend noch größer, Griechen, die vor einem Könige flohen“ B 9 — Nur der Satz, „groß von Geist und an Tugend noch größer“ ist lateinisch mit seinem Chiasmus und seiner unbeholften Uebersetzung des genitivus qualitatis: *vir magnae prudentiae* — „ein Mann von . . .“. Dagegen sehr schön der rhythmische Aufbau: vier Vordersätze erzeugen starke Spannung, dann der Name „Griechen“ im Hochtone, langsames Verebben.

Den wichtigsten Einfluß auf Müllers Stil übten jetzt die Chroniken aus. Schon oben wurde ein Beispiel gegeben. — Es wird umstilisiert: „daß das Kloster zu Säckingen über sie Oberherrschaft . . . habe, erkennen sie.“ A 436 — „Sie erkennen, daß eine gefürstete Aebtissin des Gotteshauses zu Säckingen ihres Landes

1. In neuerer Zeit ersetzt man umgekehrt gern römische Bezeichnungen durch moderne, zuerst Mommsen, bei Th. Birt etwas übertrieben.

Frau sei.“ B II 461. — Eine naive, treuherzige Biederkeit der Sprache wird aus den Chroniken übernommen, sie findet sich aber schon in A, vor allem in der Rede: „Das Volk aber in den drei Tälern, ein Volk von stillem, gütigem Gemüte, . . . und welches von den Kaisern geliebet und in Ehre gehalten worden war, . . . geriet in Betrübnis.“ A 74/B 606 — „sie wissen wohl, . . . wie sie den König Rudolf geliebet.“ A 70. —

Liegt in einer Stiluntersuchung überhaupt die Schwierigkeit, daß sie ziemlich unbegrenzt erweitert und vertieft werden kann, so ist das erst recht bei Betrachtung von Satzbau und Rhythmus der Fall. Das bisher Gesagte muß also für das Allgemeine genügen, nun zu einzelnen Beobachtungen.

Anekdoten.

Die Tatsachen treten in den Mittelpunkt der Darstellung. Damit ist ein sehr wichtiges Stilmittel gegeben: Der Historiker gefällt sich nicht mehr in allgemeinen Bemerkungen über Sitten oder Geist der Zeiten, sondern er bringt einige anschauliche Beispiele. Caesar hat sich gelegentlich dieser Methode bedient (s. o.), Bernheims theoretisches Urteil und Rankes Praxis wurden schon erwähnt. — Sehr schön werden die Kriegsvorbereitungen der Schweizer geschildert: „Zürich räumte den Schutt von den ins dreißigste Jahr unverschlossenen Toren, denn alle Städte erwarten sich.“ B II 9 — Wie sich das politische Raisonement zur Sentenz zuspitzt, so ist die Anekdote die letzte Steigerung der Tatsachenfreude. Müller selbst nennt seine Details gelegentlich Anekdoten. (B II 454 Anm. 145). — Ein paar Anekdoten geben die Stimmung eines ganzen Landes treffend wieder: „Er wurde von den Eidgenossen der böse Friede genannt, wegen mancherlei Untreu, welche sie darin erlitten. Von derselbigen Zeit an wurzelte immer tiefer ein bitterer Haß des Oesterreichischen Volks und Adels, den sie geduldig nur nennen hören konnten. Keinem konnten sie vergeben, von Oesterreich in der Schweiz Gutes zu sprechen; wer seinen Helm oder Hut (wie die Herzoge zu tun pflegten) mit Pfauenfedern hätte schmücken wollen, würde von dem Volk umgebracht worden sein. Es ist aufgezeichnet worden, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau habe sein dürfen; als einem eidgenössischen Mann, der in einer öffentlichen Schenke saß, ein Spiel der Sonnenstrahlen die Farbe

des Pfauenschweifs in sein Glas voll Wein gebildet, habe er sein Schwert ausgezogen und mit hundert Flüchen das Glas in Stücken geschlagen. Ein so lebhaftes Gefühl entflammt sich in den Gemütern des gemeinen Mannes durch nichts mehr, als wenn die Widerpart sein Wesen und seine Sitten höhnt, oder ihn zu überlisten trachtet.“ C II 489 f. — Die antiklerikale Tendenz (sie bleibt, obwohl Müller in späteren Jahren weit gläubiger war als nach seiner Rückkehr von Göttingen) spiegelt sich in einer hübschen Geschichte: „Als zu Beuggen in der Friedenshandlung der Bischof ausrief: „Wie hat Unsere Liebe Frau den Unfug verdient, welchen St. Gall an ihrem Hochstift verübet!“ sprach der Abt: „Herr von Basel, womit verdient St. Gall um Unsere Frau, daß Ihr ihm seinen Wein trinket?“ C 529, Anm. 71 — Die Episoden aus der Zeit der Schweizer Bedrückung, die durch Schillers „Wilhelm Tell“ bekannt geworden sind, finden sich in A und B: „wie als der Landenberg, da er Heinrichen von Melchthal um seine Ochsen strafte, ihm sagen ließ: Bauren können selber den Pflug ziehen; wie Geßler, als er sein Schloß zu Altdorf Zwing-Uri nannte; wie eben dieser Geßler, als er im Vorbeireiten bei Stauffachers Haus also sich vernehmen ließ: ist erlaubt, daß Baurenvolk so schön wohne? wie beide diese Reichsvögte, da sie die langverehrten Schweizerischen Geschlechter Baurenadel nannten; wie wann Geßler seinen Hut aufstecken lassen“ A 75. — — Berthold von Regensburg und die Wirkung seiner Predigt werden gezeichnet: „Dieser Bruder kannte die Zugänge des Herzens so wohl, daß in seiner Predigt ein Mädchen um unerlaubten Gebrauch der Schönheit öffentliche Buße tat, und als er ihre reuende Seele allgemeiner Vergebung empfahl, sogleich einer vom Volk sie zum Weibe nahm.“ C 530 f. — Meist steht die Anekdote nicht selbständig, sondern nur als Illustration einer Behauptung; das lehrhafte Moment verschwindet nicht ganz: „Daher suchte der Kaiser (Friedrich II.) nichts mehr als die Entstehung schwärmerischer Begeisterung zu verhüten, weil am leichtesten durch sie der gerade Sinn in seinem Urteil gemüßlenkt wird. Er sprach, als am Tor einer Schwäbischen Stadt ein Mönch ihm fluchte: ‚der Mann möchte des Papstes Märtyrer werden; dieses Vergnügen wollen wir ihm nicht machen‘.“ C 497 — Die weltliche Stellung der Geistlichen im Mittelalter wird gekennzeichnet: „Als der Papst obiges (sc. er solle einen Kreuzzug unternehmen) von dem

römischen König begehrte, und Abt Konrad widersprach, sagte der Herzog von Bayern: Abt von St. Gallen, ein Geistlicher ist ein toter Mann, darum sollt Ihr nicht reden. Der Abt sprach zu ihm: Ich bin Mönch im Kloster, bei Hof ein Fürst.“ C 492, Anm. 295. — Vor allem in der Charakteristik bedient sich unser Historiker gern einiger bezeichnender Anekdoten, um damit allgemeine und formelhafte Kennzeichnungen zu vermeiden. Zum Vergleich erst noch, was Müller, ganz in der alten Manier, über Marius sagt: „... in Festhaltung der Mannszucht ein Feldherr von dem alten römischen Ernst, in der Kriegskunst erfindungsvoll wie die aufgeklärtesten Griechen; er war der Schrecken seines Heers, hierdurch wurde sein Heer der Schrecken der Barbaren; ein großer Mann, wenn er seinen Ehrgeiz beherrscht hätte wie seine Soldaten.“ B 18 — Trotz aller „rhetorischen Toilettenkünste“ (Mundt) wird der Mann nicht lebendig vorgestellt: Chiasmus (Schrecken und Heer), inneres Zeugma (Ehrgeiz und Soldaten beherrschen), dazu der „Feldherr von ...“ sind zwar kunstgerechte Rhetorik, aber nicht anschaulich. — Auch das schönste Pathos kann nicht mehr sagen: „Julianus, der letzte Glanz des ausgehenden Lichtes altrömischer Tugend“ B 78. — Dagegen ist Rudolf von Habsburg durch einige sehr treffende Anekdoten gekennzeichnet: „Bei Tafel war er nicht unmäßig; er hat wohl eher dem Heer das Beispiel gegeben, einen Acker voll Rüben ohne Zubereitung abzuessen. Um die Kleidung bekümmerte er sich wenig, und begnügte sich mit einem blauen Rock, den er einst selber im Feld flickte.“ A 50 — und weiter: „Er sagte zu seinen Garden, da sie niedrige Untertanen von seiner Audienz entfernten: bin ich denn erwählt worden, damit man mich verschließe?“ A 51 — Die Geschichte des Kiburgischen Krieges (A 406 ff., B II 393 ff., C II 419 ff.) ist ein rechtes Beispiel dafür, wie in A nur knapp die folgeschweren Ereignisse gegeben werden, in B dagegen ein malerisches Bild vom Hergang im Einzelnen mit viel Details. Es ist nicht nur die viel ausführlichere Darstellung, die das Anekdotenhafte zuläßt, sondern die veränderte Absicht des Historikers: nicht mehr *histoire raisonnée*, Nutzenanwendung aus dem historischen Geschehen, auch nicht mehr einzelne, heroische Taten als Anreiz zur Nachahmung, sondern ein buntes Bild der vergangenen Zeiten soll entworfen werden. F u e t e r (S. 406) polemisiert gegen die Behauptung, Müller habe eine lebhafte und treffende Anschauung der

mittelalterlichen Zustände vermittelt. Diese Ansicht vertritt Julian Schmidt (S. 22). „Um zu erfahren, wie es im Mittelalter eigentlich aussah, fand man in der Schweizer Geschichte doch eine viel reichere Ausbeute als in sämtlichen Vorlesungen und Gedichten der romantischen Schule.“ Kritisch war die Auswahl einzelner Berichte gewiß nicht, alte Worte, die Müller in seine Sprache aufnahm, wurden nicht sorgfältig auf ihre Bedeutung untersucht. Die Nachahmung des Chroniken-Stils war der klaren historischen Erkenntnis bisweilen gefährlich. Deshalb muß der moderne Historiker, dem es vor allem auf historische Wahrheit ankommt, Müllers Methode ablehnen. Anders vom ästhetischen Standpunkt: Müllers Bemühen, alte Schweizer Worte wieder zu beleben, mittelalterliche Menschen und Zustände durch kleine Züge und Eigenarten anschaulich vorzustellen, war doch ein großer Fortschritt. Nicht alles, was die Chroniken berichten, hat seine Richtigkeit, und Müllers Methode, seitenweise Auszüge daraus in sein Werk aufzunehmen, erscheint bedenklich. Aber wenn der Leser auch nicht immer verstandesmäßig richtige Begriffe vom Mittelalter empfängt, ein Hauch der vergangenen Zeiten weht ihn doch an aus der alten Sprache und den Kleinigkeiten des Lebens der alten Schweizer. Johannes Müller wird mehr und mehr ein Vorläufer der schwärmerischen Mittelalterbegeisterung der Romantik. Mössers sachliche und verständige Art, die politischen und sozialen Verhältnisse früherer Zeiten zu klären, liegt ihm fern.

Schlachtschilderungen.

„Mir sind auch in meinem Buche, dessen Fehler zu sehen das Rauchwerk des Lobes mich nicht verhinderte, nicht jene Kapitel, wo man Tacitum zu sehen vermeint, lieb: lieber sind mir die Schlachten und geographischen Gemälde.“ So Müller an Bonstetten (2. Dez. 80) aus Berlin. Noch während der Arbeit an der ersten Auflage, und erst recht als dem Historiker sein Werk gedruckt vorlag, wurde ihm das Ideal römischer Beredsamkeit fremd. Von Tacitus rückt er ab, schön scheint ihm nur noch, was Anschaulichkeit vermittelt: die Beschreibungen seiner Schweizer Heimat, nach seinen eigenen Reiseeindrücken geformt, und die Schlachten.

Zwei Dinge sind Müllers Schlachtschilderungen eigentümlich: Die strenge Sachlichkeit im Bericht des Hergangs (mit deut-

licher Anlehnung an Caesar), und die vielen kleinen Angaben über Waffen und Rüstungen, Ort und Zeit des Treffens. Sichtlich stecken hier schon in A Elemente des erzählenden, anschaulichen Stils. Ganz folgerichtig übernimmt Müller diese Parteien mit nur geringen Aenderungen in die zweite Bearbeitung: „Le second volume avance beaucoup; le premier est entièrement changé: il n'en reste que les batailles et la dédicace.“ (an Bonst. 7. Mai 82)¹ Auffällig scheidet sich der Anfang des Berichtes über die Sempacher Schlacht von der sonstigen Kürze der Sprache in A: „Der funfzehnte Oktober des dreizehn hundert und funfzehnten Jahres brach an. Da warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Kürasse und Helme der heranziehenden Ritter und Herren. So weit man sah, glimmerten Speer und Lanze und war das Heer, das erste Heer soweit Menschen sich erinnern, welches in die Schweiz getreten.“ A 101 — Dann eine genaue Beschreibung der einzelnen Kampfhandlungen. In B fast unverändert wiedergegeben: kleine Korrekturen führen die Linie nur fort, die in A schon zu erkennen ist: sie streben nach größter Anschaulichkeit. — A: „Der funfzehnte Oktober brach an“ — B: „Die Morgenröte des funfzehnten Wintermonats . . .“ — — A: „In diesem engen Paß aber waren die Feinde zu allen Bewegungen unbehülflich“ — B: „Es war in diesem engen Paß bei halbüberfrorenen Straßen die Reiterei zu allem unbehülflich“. — — Die Schlacht der Berner vor Laupen: A 213 ff., C II 187. Erst wird der Schlachtplan beider Parteien entwickelt, dann heißt es: „Als nun das Zeichen geschah, rannten Schleuderer auf den Feind herab, schleuderten Steine, brachen die Ordnung, dann traten sie zurück . . .“ Ist das nicht Caesar? Man vergleiche nur einmal die Ariovist-Schlacht, bell. Gall. I 52 f.: „ita nostri acriter in hostes signo dato impetum fecerunt itaque hostes repente celeriterque procurrerunt ut spatium pila in hostes coniciendi non daretur“ Caesar hier fast anschaulicher als der Schweizer Historiker. Aber in C entschuldigt sich Müller auch ausdrücklich, daß er der Beschreibung nicht mehr Lokalkolorit habe verleihen können: „Alles

1. Es zeigt sich hier überraschend deutlich der Einfluß des Stoffes auf die Diktion. Schon für Tacitus weist Norden S. 339 nach, daß der Ton *naturgemäß* ruhiger und getragener ist, wo er *res bello gestas* darstellt. Es sind dies die wenigen Stellen, wo er Perioden baut, die auch vom Standpunkt der Klassizität regelrecht sind.

umständlichere von der Stellung und Leitung dieser merkwürdigen Waffentat ist unbekannt . . .“ und dazu weiter die Anmerkung 70: „Es ist für die Kriegshistorie der neueren Zeit ein Unglück, daß die Kriegsmänner sie trocken taktisch, die anderen Geschichtsschreiber gemeiniglich ohne Kenntnis noch Liebe des Kriegswesens, und unverständlich, beschreiben; daher kommt unsere größere Teilnehmung an taktisch und moralisch beschriebenen Kriegen der alten, als an Schlachten der neuesten Zeit, von welchen mancher von den Schriftstellern verachtete Anekdoten weiß, die Plutarch zu ewigem Ruhm der Teilhaber ausgemalt hätte.“ Deutlich der Hinweis auf die Antike, nur jetzt in ganz anderem Sinn als früher: nicht ein Pragmatiker, sondern Plutarch wird gerühmt. Auch Caesar versäumt nie, seine Unterführer rühmend zu erwähnen, die Waffentat eines jeden heldenmütigen Mannes wird in das Gemälde der Schlacht verwoben. Die beiden oben als wesentlich bezeichneten Elemente der Schlachtschilderung werden in der Anmerkung hervorgehoben: genaue Wiedergabe der taktischen Details, Ausschmückung durch Nebenumstände.

Landschaftsschilderungen.

Aehnlich verhält es sich mit den „geographischen Gemälden“. Hier allerdings ist Müller in B meist viel ausführlicher. Aber auch in A macht sich die plötzlich veränderte Sprache bemerkbar, wenn er eine Landschaft schildert, er wird breiter, anschaulicher, setzt Epitheta. — — „Von der Teufelsbrück über die Reuß (wo der Schrecken, welchen dem Aug ein tiefer Abgrund und auf beiden Seiten ungeheure Wände kahler Felsen, und den dem Ohr das tobende Rauschen vieler hohen Wasserfälle Schlag auf Schlag verschaffen, sich vereinigen) führte ein steiler Pfad über einen Fels, durch welchen Fels der Paß nun durchgebrochen worden ist, in das Tal hinauf, wo selbst sodann die Natur gleichsam lächelt; alles ist grün, allenthalben waldhohes Gras, belebt mit aller Art Blumen, der Fluß Reuß durchschlängelt alles; da ist Urseren.“ A 128 — „Durch nicht weniger tote Wüsten zwischen schroffen Felsen leitet von den Höhen der Fluß Reuß, anfangs in ein mildes Tal, stürzt aber schnell, in Schaum verwandelt, mit unbeschreiblichem Getöse der Wasser in tiefen Abgrund; auf beiden Seiten stehen fast senkrecht unersteiglich braune Felsenwände; am einzigen Pfad, welchen

die Menschen finden konnten, wurde von den Langobarden oder einer benachbarten Völkerschaft, aus der Gegend wo das Penninische Tal zu Rätien stößt, eine in Ketten hangende Brücke über den Abgrund geworfen; auch jetzt, da sie steinern ist, schwindelt vielen zu sehen, was jene getan,“ C 132. — — „Schwyz ist am Fuß weidenreicher Alpen; bis an den Waldstätensee erstrecken sich die schönsten Wiesen; die umliegenden Berge erheben sich kaum über die mittelmäßige Höhe, an ihrem Rücken wechselt lachendes Grün mit dem Dunkel der Wälder. Verschiedene Gipfel sind kahle Felsen; diese Mischung starrer Wildheit mit jenem Anblick der Herden und Menschen auf sanftem Vase, das Spiel der Sonnenstrahlen, wodurch die Felsen bald braun, bald rot, bald grau, und in unzähligen unmerklichen Graden mannigfaltige Farben bekommen, und eine reine Luft und ein Gefühl von Sicherheit hinter ewigen Vormauern, und von der Freiheit im Hirtenleben, geben in diesem Land ein zufriedenes Vergnügen und einen besondern Mut.“ A 19 — Nur wenig verändert erscheint dieselbe Beschreibung B 392/C 416. —

Der Versuch, aus dem Klima und der geographischen Beschaffenheit des Landes den Charakter der Bewohner zu erklären, war zur Zeit Johannes Müllers eine ziemlich neue Methode der Geschichtsbetrachtung. Montesquieu im „Esprit des Loix“ (1748) hatte sie auf die Verfassungen angewandt, Winckelmann auf die griechische Kunst (1764). Müllers Ausdeutung im letzten Beispiel bleibt ziemlich an der Oberfläche. — Die drei Seiten große, schöne Beschreibung des Berner Oberlandes (B 424 ff., C 450 ff.) schließt sonderbar genug mit einer pragmatischen Reflexion ganz alten Stils: „So hoch in das Gebirg als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Herden, indeß Asien wüste liegt, weil das Glück des Oberlandes, Freiheit, ihm fehlt.“

Anschaulichkeit.

Caesars Werk hat Johannes Müller darauf gewiesen, das historische Geschehen in den Mittelpunkt der Darstellung zu setzen. Aber der Schweizer bleibt nicht bei Caesars „Simplizität“ stehen. Neben die Erzählung der Tatsachen tritt bei ihm das anschauliche Schildern der Zustände. Fanden wir früher Abstrakta, so stehen jetzt schöne konkrete Worte für Begriffe: „Rom, dienstbar und ohne

Seele, ließ das Scepter der Erde ohne Schlacht fallen“ B 68 — „(Chlodwig) lockte die müden Gallier vom Scepter des Kaisers unter seinen einfachen Stab“ B 94 „Mühlhausen, welche aus vielen Edelhöfen und Bauernhöfen unter dem sanften Stab des Abts von Maßmünster entstanden . . .“ B 509 — „Sicherheit gegen innere Waffen“ (Aufruhr) B 144 — „vieler Leidenschaften Zunder“ C 530 — „der unterdrückte Landmann . . . brachte vor die Staatsdiener nur Tränen wider tyrannische Statthalter seiner Provinz“ B 86 — Schön verändert: „vier Zünfte des Volks trieben die nötigsten Gewerbe“ A 169 — „vier Gewerbe beschäftigten die Hände des Volks“ B II 145 — Zum Kapitel der Landschaftsschilderungen sind von diesem Gesichtspunkt Stellen nachzutragen wie: „in den See strömte milchweiß der Fluß Rhodan durch einen engen Paß“ B 12 — „die Ufer vieler Seen waren von hohen Wäldern finster“ B 20. — bei dem oben zitierten Wort Geßlers läßt sich Müller in B eine Beschreibung von Stauffachers Haus nicht entgehen: „Als Geßler . . . bei Stauffachers Hause vorbeiritt, und sah, wie es, wo nicht steinern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenstern, mit Namen oder Sinnsprüchen bemalt, weitläufig und glänzend, erbauet war . . .“; dagegen in A 75 nichts von allem. — — Eine Zeitangabe wird malerisch illustriert: „früh morgens . . . als noch der Nebel die Ufer der Athesis bedeckte“ B 18 — In die Erzählung werden kleine anschauliche Angaben eingeflochten: „Der Papst Johannes und Herzog Friedrich waren in Schnee und Sturm von Laufenburg über den Schwarzwald nach Freiburg im Breisgau gekommen.“ B III. 69 — Dem Beruf wird ein Sinnbild beigegeben: „Jäger mit Pfeilen, und Hirten mit gezähmtem Vieh“ B 6 — Manchmal auch hier „anekdotenhaft“: „er hatte aus Ungarn leichte Reiterei mit langen Zöpfen und Bärten, welche auch von fernem und fliehend lange Pfeile mit Gewißheit schoß.“ B 568 — Die „kleinen Nebenfarbengebungen“ Jean Pauls (§ 78) finden sich in der Umarbeitung: „die andern“ A 127 — „die Zechgesellen“ B II 74 — — „aus dem Wald“ A 83 — „aus dem Erlenholz“ B II 2. — „. . . in Versammlung der Fürsten des deutschen Reichs in der Stadt Augsburg . . .“ A 59 — „. . . als Rudolf in der Pracht königlicher Hoheit, umgeben von den Fürsten, . . . in dem Frohnhofe zu Augsburg auf dem Thron saß . . .“ B 562 f. — Ein farbiges Bild der Vergangenheit wird gemalt: Die Reichs-

insignien, der Thron, ein altes mächtiges Stadthaus — in A nichts von dem allem.

Epitheta.

Der Gebrauch des Epitheton ist ein getreues Spiegelbild von Müllers Stilentwicklung. Zum pragmatischen Urteil gehört das allgemeine, moralisierende oder klassifizierende Epitheton. Als Müller sich innerlich von dieser Richtung trennte, schrieb er über Wattenwyls „*Historie de la confédération Helvétique*“: „wenn sein Buch nicht schön ist, so ist's doch nicht durch parteiische Beiwörter, durch Flittergold oder den ekelhaften Prunk falsch philosophischen Geschwätzes verunstaltet.“ (an Bonst. 6. Juli 76) — Sehr wichtig: Epitheta und unnützes Raisonement werden zusammen verworfen. (vgl. das oben über Caesars Einfluß Gesagte.) — Am 6. Januar 78 an Bonstetten: „Ich habe die letzte Revision vorgenommen. Alles Heteroklite in der Stellung der Wörter habe ich zu tilgen gesucht; besonders . . . alle überflüssigen Beiworte, Epitheta, ausgestrichen, denn sie halten den Fluß der Rede auf und geben dem Ganzen eine rednerische Gestalt; alles, was mehr Jugendfeuer als gravitas anzeigt, suche ich zu simplifizieren.“ Da stehen die Schlagworte und Begriffe des zweiten und dritten Stilprinzips zusammen und brechen den Stab über den Pragmatismus. Doch die Entwicklung geht weiter: der Bericht der Tatsachen allein kann die Vergangenheit nicht auferwecken, lebendige Beschreibungen müssen dazu kommen. Da findet auch das Epitheton wieder seinen Platz: aber ein malerisches, farbiges, eines, das Milieu schafft.

Wenig besser als die Beiwörter des verspotteten *académicien*¹ ist: „das alte, wenig bedürftige, mit Arbeit erfüllte militarische Leben.“ A XVI (aus der schwülstigen Vorrede zu A). Sonst sind die allgemeinen Attribute in A selten, weil, wie wir oben lasen, Müller sie ausgestrichen hat. Sein Stilwille hatte sich 1780 schon wesentlich verschoben. Wo die Epitheta stehen bleiben, werden sie in B getilgt: „diesen treulosen, ungehorsamen Leuten sind ein Paar Pferde lieber als das Heer“ A 219 — „ein paar Pferde waren ihnen lieber als das Wohl unserer Schaar“ B II 173. — — „aber der

1. cf. oben S. 103.

Landenberg habe dem Vater, dem guten, unschuldigen Greis, deswegen die Augen ausstechen lassen.“ A 78 — „indessen habe der Vogt seinem alten Vater die Augen ausstechen lassen.“ B 608. — Wo dagegen das Epitheton der Anschaulichkeit diene, bleibt es erhalten: „blühende, wallende Jugendkraft“ A 168/C II 166 — „die alten Männer . . . bewaffneten ihre zitternden Glieder“ A 220/B II 174 — „ein grauer, zitternder hülfsloser Greis.“ A 222/ B II 189. — Solche farbige Beiwörter werden in Menge neu eingeführt: „des vorigen Königs müdes Alter“ B 118 — „tote Wüsten“ B 130 — „graue Ahnen“, „der lauschende Enkel“ B 89 — „traurige Stille in dem lebenlosen Lande gegen Mitternacht.“ B 4 — „ein streitbarer Held in grauem Alter“ B 24 — Das Suchen nach möglichst differenzierter, aber nachdrücklicher Charakterisierung führt jetzt zu kräftigen Kompositis: „siegstolz“ B 576, 587 — „hochentflammter Kriegeszorn“ B II 429 — „christmilde“ B IV 242 — Auch in den Briefen: „grundschlecht, wildfrei“. Müller belehrt uns selbst, woher er die Anregung zu solchen Bildungen nimmt: aus den Chroniken. Er schreibt B II 439: „ein handfester, hochtrutziger Mann“ und dazu in Anmerkung 89: „*Wunderfrevle*‘ nach dem Ausdruck in *origo Ducum*“.

Metaphern und Gleichnisse.

Eine phantasievolle Bildersprache erscheint eigentlich nicht als Müllers Sache. Er ist sehr sparsam mit diesem Schmuck der Rede, auf die „Bilderjagd“ hat er sich nicht begeben. Aber wenn er einen Vergleich bringt, so ist er meist überaus treffend. Eine gewisse Armut der Erfindung spricht zunächst daraus, daß sich einige Bilder unzählig oft wiederholen, z. B. wird das vom „Fluß der Rede“ durch alle Tonarten variiert. — Ein anderes: „... so daß die Deutschen ihre Eingeweide selbst fraßen.“ A 35 — „Zur Zeit als . . . Rom so gegen sich selbst wütete . . .“ B 103, ebenso in den Briefen: „Zuweilen, wenn sein Geist nicht mit Europa beschäftigt war, wütete seine Tätigkeit wider ihn selbst,“ (an Bonst. 1778). — (noch: an Bonst. 11. Okt. 79, 28. Dez. 79, 28. März 80, an Herder 2. April 82). Ein etwas sonderbarer Vergleich: wer seinen Schaffensdrang nicht befriedigen kann, der wütet wider sich selbst, er frißt seine Eingeweide. — In B, entsprechend unseren Beobachtungen über Anschaulichkeit des Stils, werden die Bilder etwas häufiger. In der Vorrede zu A erscheinen sie mehr als rhetorisches Requisit: „die erste lichterlohe Flamme des Kontroverses“ A VII — „die damaligen Grundsätze der Kabinette, reife Früchte alter

Bemerkungen, ...“ A XI — Sehr schön der Anfang von B: „die Alpen ... ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer ...“ B I — „eine Krone neuer Kolonien“ B 10 — „... weil sie ... unbekümmert um den Sinn des Verfassers aus Texten der Schrift und des Rechts herausfolterten, was ihnen gefiel“ B IV 221 — Jetzt ausgeführte Gleichnisse: „wie aus der Tiefe des altvermeinten Meers von der deutschen zur kaspischen See, so unerwartet stiegen die Normannen empor ...“ A VIII — „ein langer Krieg schien eine Fischerei mit goldenen Netzen“ A 70 f. — leise variiert: „der Freiherr sprach: Zürich ist von meinen Herrschaften wie ein Fisch vom Garn umgeben ...“ B 492 — „eine Eidgenossenschaft, welche vieler künstlicher Gesetze bedarf, ist wie ein Mann, der von Arzneien lebt.“ A 166, ähnlich B II 175 f. — — Aehnlich: „... weil alle politische Uebel zur willkürlichen Gewaltübung sich verhalten wie Krankheiten zum Tod.“ B 109 — „aber die Herstellung wahrer Macht, begründet auf allgemeine große Tugenden, war so unmöglich als die Auferweckung eines Toten durch menschliche Kraft.“ B 74 — „Es war unseren Vätern ebenso unwahrscheinlich, daß man den Adel zum allgemeinen Besten unterdrücken wolle, als daß ein Wolf die Hunde erwürge, um die geliebten Schafe des beschwerlichen Bellens zu befreien.“ B 139 — „wo ist ein Gebiß in den Mund eines Toren?“ B II 179 — die Andeutung ist viel schöner als ein ausgeführter Vergleich mit dem Pferde! — In den späteren Partien von Müllers Werk bisweilen mit einem hochpoetischen Einschlag: „Im alten Süd war die Weisheit, entsprossen in Hainen der Stammeltern, in freier Natur, ohne Zwang, hoch wie Libanons Ceder, oder wie die holden Blumen des Ionischen Gartens, lieblich erwachsen.“ B IV 220.

Fremdwörter.

Tatsachenfreude, Anschaulichkeit — noch eine dritte Komponente erscheint beim Zerlegen von Müllers letztem Stilideal: Der nationale Charakter der Sprache. Seine Idee war von Anfang an vaterländisch, aber erst später besann er sich darauf, nun auch seine Rede deutsch, und besonders altdeutsch und schweizerisch zu gestalten. Dabei ergab sich zuerst eine negative Forderung: die Fremdwörter mußten ersetzt werden. Müller ist niemals absoluter Purist geworden, aber die Tendenz zur Sprachreinigung ist deutlich, Nachfolgend eine kleine Liste:

- | | |
|---|--|
| A 31 Concilium | B 406 Versammlung der Kirche. |
| A 31 Partei | B 407 Anhang. |
| A 69 Truppen | B 600 Kriegsheer |
| A 69 gewaltiger Potentat | B 600 gewaltiger Herr |
| A 78 Audienz | B 608 (wird umgangen) |
| A 86 und verpalisadierten die Ufer | B II 10 verwahrten durch Pfahlwerk die Landung. |
| A 90 Tractat | B II 21 Friede |
| A 90 die von Schwyz appellierten an den Kaiser. | B II 22 die Schwyzer beriefen sich auf den Kaiser |
| A 100 und postierten sich auf dem Sattel | B II 32 und legten sich an den Berg Sattel |
| A 101 diese nahmen solcher Massen Posto | B II 32 die fünfzig legten sich außer den Landmarken auf den Morgarten |
| A 101 an den Pforten ihres Landes | B II 32 am Eingang der Landmarken |
| A 103 marschieren | B II 34 kommen |
| A 123 mit gesiegelten Patenten schreiben | B II 71 obrigkeitlich schreiben |
| A 198 Commissarius | B II 151 Vogt |
| A 200 Kapital und gehöriger Zins | B II 152 Hauptsumme und Gült |
| A 206 undiscipliniert | B II 157 (wird umgangen) |
| A 206 wohl kommandiertes Heer | B II 157 wohl geordnetes Heer |
| A 206 Subaltern | B II 157 Offizier |
| A 206 Manoeuvre | B II 157 Handgriff |
| A 207 Commando | B II 158 Oberbefehl |
| A 208 die Panier | B II 159 Banner |
| A 219 Stärke des Charakters | B II 172 Seelenkraft |
| A 219 commandieren | B II 172 anführen |
| A 223 Mausoläen | B II 189 (wird umgangen) |
| A 419 Feldartillerie | B II 432 Feldstücke |
| A 423 Armee | B II 439 Mannschaft |
| A 427 Panier | B II 447 Banner |
| A 430 brennende Materialien | B II 454 brennende Reiser |
| A 432 Commandant | B II 459 Hauptmann |
| A 437 Minister | B II 461 Räte — |

In B erscheint oft eine Verdeutschung im Text, dazu das Fremdwort in der Anmerkung: „Helfer“ B 121, Anm. 113: Diaconus — „Kriegsgesellen“ B 126, Anm. 2: comites — „in Schriften, richtigen Schlüssen . . . waren sie wohl erfahren.“ B 159, Anm. 167: „Grammatik, Dialektik, Bibel, Canones.“ — Müller hält sogar für nötig, „Bücherei“ zu erklären: C 212 Anm. 52: „deutsches Wort für Bibliothek“ — Indessen hat später dieses Bestreben wieder nachgelassen: hier die Fremdwörter auf einigen Seiten von B IV: „Inventarium, 216, politisch, transalpinisch, Elementarschriftsteller, Majestät 217, Originalwert, Arbeitsthema 218, tyrannisch 219, aesthetisch, die Reformation Jesu, Theorie 221, Materie, Luftreviere 222, Offizial, Kanzlei, Sigill, Historienbücher, Schulstudien 228.“ —

Idiotismen.

Johannes Müllers Deutsch war in seiner Jugend von einer Reihe Schweizer Worte und Wendungen durchsetzt, seine Grammatik, vom hochdeutschen Standpunkt betrachtet, nicht fehlerfrei. In A und in seinen Briefen lassen sich dafür eine Reihe Belege finden. Er wußte sehr wohl um diesen Mangel und bemühte sich redlich, ihn zu beseitigen. „Je corrige les Helvéticismes“ schreibt er bei Durchsicht des Manuskript zur ersten Auflage. Ich habe schon gesagt, daß es Gottscheds und seiner Schüler Einfluß war, der den Schweizer seinen Heimatdialekt als minderwertig empfinden ließ. Aber es erhoben sich auch andere Stimmen: Lessing, im 14. Literaturbrief tadelt Wieland wegen seiner vielen französischen Wörter und sagt ihm schließlich (da sich Wieland bei Bodmer in Zürich aufhielt): „Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekt gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben.“ Auch Meier in seiner Aesthetik Bd. 3 S. 354 f. befürwortet das Wiederbeleben alter Wörter. Bei Johannes Müller brachte das jahrelange Studium der Chroniken ein zunehmendes Interesse für die alte deutsche Sprache und vor allem für die kraftvolle Rede seiner Schweizer Heimat. Als er der römischen Rhetorik den Rücken kehrte, fand er in der Sprache der Urkunden und Chroniken eine neue Quelle starker und schöner Worte. Da er inzwischen auch den aufklärerisch universalen Ehr-

geiz, für Europa zu schreiben, verlernt hatte, konnte er ohne Bedenken die Reichtümer seiner Stammessprache ausschöpfen. „Die Schweizer Geschichte in Schweizer Deutsch“, das war eine Parole, die man von einem Romantiker hätte erwarten können.

Es war hier, als in einer Stiluntersuchung, nicht daran zu denken, eine vollständige Uebersicht aller altertümlichen und unregelmäßigen Formen und Wörter in A zu geben. Diese Aufgabe, so interessant sie ist, bliebe einer lexikalisch-statistischen Untersuchung der Sprache Müllers vorbehalten. Hier nur ein paar Beispiele, um die Entwicklung festzustellen. — Die ganz „falschen“ Genitive im Titel von Kapitel 29: „Krieg Leopolden, der Ritters Ehren, Herzogen von Oesterreich“ (man denke an die „Diskurse der Malern“ Bodmers) — Starke und schwache Deklination der Adjektiva werden verwechselt: A 29 „unser rechte Arm“, A 422 „seine fruchtbare Ufer“. — Die 3. sg. präs. von „wissen“ steht A 86, 118, 185, 206 „weiß“, aber B II 157 „er weiß“. Daraus läßt sich das Bemühen Müllers erkennen, richtige Sprachformen zu setzen; so auch: A 77 „der Werner s a ß zu Schiff“, B „Werner Stauffacher fuhr über die See“, — Die alte Präposition „ab“ wird vermieden: „Also stürzten die dreizehnhundert Schweizer ab dem Sattel . . .“ A 102 — „Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg Sattel . . . stürzten sie . . . herab“ B II 33 — „ab den Alpen“ A 72 — „ab welcher Tagsatzung“ A 202 — „von dieser Zusammenkunft“ B II 153. — A d e l u n g im „Grammatisch kritischen Wörterbuch“ bemerkt: ab als eine Präposition . . .; in welcher Gestalt es im Hochdeutschen völlig veraltet ist, aber noch im Oberdeutschen lebt“ — im „Schweizerischen Idiotikon“ I 25 verzeichnet. — — Bei Bewegungsverben steht noch, wie in der alten Sprache, die Präposition „für“ statt „vor“: „für Aarberg A 104, „vor Aarberg“ B II 155 — „ . . . die Schweizer für derselben Richterstuhl zu fordern“. A 27 — „die Grundfesten der Alpen für die Augen gestellt“ A 53 — „niemand kann ihn für fremde Richterstühle nötigen.“ A 60. — Präpositionen sind oft mit einem ungewöhnlichen Kasus verbunden: „ein Bund . . . gegen dem napolitanischen König“ A X — „Krieg der drei Thäler gegen dem Haus Oesterreich“ A 93 — „gegen der Stadt“ A 121 — „gegen ihm beklagen“ B II 420 — Also noch in B, obwohl Adelung II 478 bemerkt: „ein Vorwort, welches nach dem heutigen Hochdeutschen Gebrauch in allen Fällen die vierte Endung des Nenn-

wortes erfordert“. — „aus freien Willen“ A 20 — Adelung I 568: „Präposition, welche die dritte Endung nach sich erfordert.“ — — Wohl bemerkt, dies alles ist bei Müller Sprachgewohnheit, die er zu berichtigen sucht, nicht gewolltes Archaisieren.

Nur selten wird in A die bewußte Einführung eines Provinzialismus gewagt.

Venner A 161, 168, auch B 421, B II 164 — auf Seite C 448 wird erklärt in Anm. 67: „Banderet, Banneret“. — Schweizerisches Idiotikon I 832.

Runen A 169, dazu Anm.: = Meuterei stiften.

Vanel „welches Wort Fels heißt“ A 185.

„der Senn (der geliebte¹ Ritter)“ A 173.

der unfruchtbare Thon, Grien und Schutt A 22, aber B 153: der unfruchtbare Thon und Schutt. — Schweiz Id. II 747.

Wasen A 19, 269.

Ganz anders in B. Eine ganz große Zahl der Anmerkungen dient dazu, Namensetymologien aufzudecken, oder unverständliche Idiotismen zu erklären. Dabei ist zu beobachten, daß in den späteren Bänden dieser Auflage, die ja in großen Abständen erschien, die Freude am Wiedergewinnen alten oder heimatlichen Sprachgutes bei Müller noch wächst. Etymologische Versuche:

C 328 Anm. 114: „Schaffhusirun (Schiffhäusern) . . Man sieht die Torheit der Sage, welche den Namen von einem geistlichen Schafstall, dem (so viel neuern) Kloster herleitet.“ — B 403/C 430 Anm. 44: „Fluh ist eine Felsenwand; Silalp, wo die Sil entspringt, Stagel hieß ein Hirsch.“ (in A 27 zwar die Worte, aber nicht erklärt). — „St. Hilarius, der Schutzheilige, von dem Glarisland genannt wird“ (A 438/B II 466) — C 256 im Text: „Oltigen“, dazu in Anm. 136: „Ochtudenges; oder Uechtigen; eine Burg in der Wüste; auch Ostodenges, Oltadenges.“ — C 261 kommt „Muri“ vor und wird erklärt Anm. 155 b: „so genannt von subterraneis muris, antiquitus constructis.“ — Bei „Habsburg“ C 262 wird erläutert Anm. 160: „Der Name (über welchen viel törichtes gesagt ist) mag verwandt sein dem Namen des Ländchens, terra aviatica,

1. sic! obwohl sicherlich = mhd. der senedaere.

worauf die Burg stand; eine Stammburg. Das v wurde häufig in b verwandelt.“ — —

Vom Standpunkt moderner Sprachwissenschaft ist hier manches falsch, aber Müllers Bestrebungen sind dennoch sehr bemerkenswert. (ähnlich hat Niebuhr in seiner römischen Geschichte viele falsche Etymologien vorgebracht). Aus der großen Zahl der Idiotismen in B nur eine kleine Auswahl. Es ist oft schwer zu unterscheiden, ob ein Archaismus oder ein Provinzialismus vorliegt. Altes Sprachgut hat sich in manchen Fällen in der Schweiz länger erhalten, ein Wort kann also beides sein. Ich habe als Provinzialismus betrachtet: 1. was Müller in der Anmerkung als solchen bezeichnet (denn nur auf seine Absicht, nicht auf sprachwissenschaftlich richtige Bestimmung kommt es hier an), 2. was das Schweizerische Idiotikon verzeichnet.

B 428 Ausbürger; Anm. 98: „Eigener Name für Bürger, wohnhaft außer der Stadt Mauern und Bahn.“ — Schw. Id. IV 1538

B II 450 in Anm. 132: „Es war ein Sprüchwort in dem Land: „Willst was, so dārst was,“ und „Glück ist für den dārstigen“ (englisch daring)“.

B II 456 in Anm. 147: „ehhafte (gesetzmäßige) Not“ — Schw. Id. I, 8.

B 35 „die ennetbürgischen Vogteien;“ dazu Anm. 3: „Ein Schweizerischer Ausdruck für sieben Landvogteien der Nation, welche jenseits dieses Gebirges in Italien liegen.“

B II 457 „Folgende Gesetze wurden damals ermehret;“ dazu Anm. 148: „Ein Wort, welches in der Schweiz die Wirkung der meisten Stimmen anzeigt.“ — Schw. Id. IV 373.

B 120 in Anm. 108: „Agaunum am Gandt (welches Wort eine Felsenwand anzeigt.)“ — Schw. Id. II 336.

B II 419 Harst; in C 199 Anm. 113 wird erklärt: „Harst bedeutete wie ein Regiment Miliz“ — Schw. Id. II 1639. (wiederbelebt in Fontanes „Kriegserinnerungen“, im Sinne von **Armee**korps).

C II 417 in Anm. 619: „Hubel, Schweizerischer Ausdruck, tumulus“ Schw. Id. 948.

B 486 Mißhellung; dazu Anm. 36: „Mißhellende und Todgefechte, Urkunde 1261“,

- B 415 Pfaffheit; in Anm. 25: „Name der Clerisey im Richtbrief der Züricher“.
- B 112 Plätze; dazu Anm. 46: „Provinzialbenennung solcher Güter bei den Bauern um Bern.“
- C 203 Reutenen; dazu Anm. 19: „Ein schweizerisches Wort, welches roncale gut übersetzt.“ — Schw. Id. VI 1142.
- B 426 Runs; dazu Anm. 85: „Provinzialwort für das Fließen geringer Wasser. Von dieser Wurzel der Name des Rheins und Rhodans (Rhons)“ — Schw. Id. VI 1015.
- B 579 Span; auch B II 20, 175 — Adelung im „Grammatisch kritischen Wörterbuch“ bemerkt: „Mißhelligkeit, Uneinigkeit, Streit u. s. f., eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher es ehemals im Oberdeutschen sehr gangbar war, und es in einigen Gegenden noch ist.“ (IV 158).
- B II 396 Spend; dazu Anm. 645: „Spend heißt Austeilung“ — im Schw. Id. nur „Spendherr“ II 1544.
- B 428 jährlicher Udel; dazu Anm. 99: „Steuer der Ausbürger“ — Schw. Id. I 98.
- B 403 Uertenen; dazu Anm. 42: „Ortschaften; ein Unterwaldner Wort“.
- C 235 f. freie Wunn und Weide; dazu Anm. 45: „Genuß der Waldung und Weide ohne silvaticum oder pascionaticum.“ — Sehr bezeichnend für die *a b s i c h t l i c h e* Einführung der Idiotismen: an Füßli 15. Mai 74 fragt Müller: „Was ist Wunn?“
- B 148 zahmer Berg; dazu Anm. 94: „ein Schweizerischer Ausdruck, dessen Gegensatz bei dem Bergvolk (in die Büchersprache möchte man es nicht aufnehmen) ein streitbarer Berg ist; gut genug, solche Berge verteidigen ihre Bewohner.“ — Schw. Id. IV 1551.

Jetzt kommt auch „sitzen“ wieder als Bewegungsverb vor, das oben verbessert wurde: „Alle Züricher . . . saßen in die Schiffe“ B II 418 — „Die Diener der Herren von Adel saßen auf die Pferde“ B II 439, — Es ist sehr interessant, daß sich Müller in den oben angeführten Beispielen mehrmals ausdrücklich auf die Chronik beruft. — An vielen Stellen wird ein Ausdruck durch ein Schweizer Wort ersetzt:

A 40 Dieser Streit wurde durch Rudolphen von Habsburg, den Schirmvogt, beigelegt.

A 100 Grenzen

A 423 alle Säulen der eidgenössischen Armee.

A 156 der Anführer

A 443 Weg

B 408 Diesen Span schlichtete Graf Rudolf.

B II 32. Landmarken.

B II 439 alle Harste der Eidgenossen Mannschaft.

B 453 der Panner

B II 467 Steig.

Archaismen.

Hier nur ein ganz bescheidene Zahl Beispiele. Als Norm des Sprachgebrauchs der Zeit dienen A d e l u n g s „Grammatisch kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart“ und sein „Wörterbuch der Orthographie“.

B 6 Wo Gewild und Gras, da war das Vaterland (fehlt bei Adelung).

B II 435 Hoffart; dazu in Anm. 75: „Ein treffliches altes Wort . . .“ (bei Adelung verzeichnet II 1238).

C 237 in Anm. 55 b: „Sie waren so geschwind und listig, daß kaum zu kiesen war, welcher der spitzfindigste sei“ (Adelung II 1571; welches jetzt . . . im Hochdeutschen veraltet ist).

B III 3 Rechtsgelahrtheit; Adelung im „Wörtl. der Orthographie“ schreibt: „Gelehrt (nicht gelahrt)“.

B 488 Schnur; Adelung III 1610: „Ein im Hochdeutschen veraltetes, noch im Oberdeutschen übliches Wort“.

B II 3 Urfehde; dazu Anm. 3: „Ein solchen Eiden eignes Wort“. — Adelung IV 960: „Ein altes, jetzt nur noch in den Rechten übliches Wort.“

B 155 Wiesat; dazu Anm. 131: „Altes deutsches Wort für große wilde Ochsen . . .“ — Bei Adelung nicht verzeichnet.

B II 393 Zusätzer; dazu Anm. 637: „Zusätzer, alt; nun, Garnison.“ fehlt bei Adelung.

B II 20 zween, B II 145 zwo; aber A 82, 88 noch: zwey! (obwohl Adelung IV 1785 bemerkt: „Einige südliche deutsche Provinzen deklinieren dieses Zahlwort nach den Geschlechtern zween, zwo, zwey“, ist bei Müller die alte Form als bewußter Archaismus aufzufassen, weil in A auch bei dem Maskulinum zwey steht).

Rekapitulation.

Ciceros Einteilung der Schreibart nach der Absicht des Verfassers (docere, delectare, movere) wurde in den Aesthetiken und Stilistiken des 18. Jahrhunderts immer und immer wiederholt. Wollte man die Stilideale Müllers in dies Schema pressen (was nur mit großem Vorbehalt möglich ist), so müßte man den pragmatischen Stil als belehrende, den monumentalen als „herzrührende“ (Breitinger), und den anschaulich erzählenden als unterhaltende Schreibart bezeichnen. Eines wäre an dieser Gruppierung richtig: Unterhaltung verschaffen vor allem lebhaft vorgebrachte Begebenheiten, Tatsachen. Die Freude am historischen Geschehen als solchem ist aber gerade das Merkmal des dritten Stilideals. Der Erzähler zerhackt seine Diktion nicht mehr irgend einer rhetorischen Wirkung zuliebe. Rhythmisch hervorgehobene Sentenzen werden unterdrückt, der Wohllaut der Sprache gleitet in die Verbindung der Sätze, in die Periode hinüber. Charakteristische Begebenheiten vertreten die früher beliebten Reflexionen. Nicht mehr um allgemeinen Wahrheiten Platz zu machen, sondern höchstens noch anschaulichen Schilderungen zuliebe, wird der „Fluß der historischen Darstellung“ unterbrochen. Das vergangene Geschehen nicht nur, die Vergangenheit überhaupt soll auferweckt werden. Anschauliche Konkreta, Epitheta und bisweilen ein sinnfälliger Vergleich dienen diesen Zwecken. Da ist es Zeit auch den Klang der Sprache dem Vergangenen anzupassen. Der Geist formt sich seinen Körper: das Ausländische verschwindet, Schweizer Worte und gute altdeutsche Wendungen im Munde der alten Eidgenossen machen die Illusion vollkommen: der Leser lebt in der Vergangenheit.

Unsere Darstellung läßt sich wohl einem Pastellbild vergleichen, auf dem man die Farben zunächst in hellen Kontrasten und scharfen Umrissen gegeneinander setzt. Dann aber greift man zum Wischer, um durch leisere Uebergänge und einen zarten Nebel über dem Ganzen den Eindruck größerer Naturwahrheit zu erreichen. So hier: aus Gründen der klaren Darstellung müssen scharfe Begriffe, Abschnitte und Gegensätze gebildet werden. Darüber darf die Vielfältigkeit der tatsächlichen Beziehungen, das tausendfache Mischen und Sich-Schneiden alles dessen, was hier säuberlich geschieden wurde, nicht vergessen werden. Es handelt

sich um Stilschichten, die durch mannigfache Verwerfung gemischt sind, nicht um scharf getrennte Epochen. Diese Buntheit liegt nicht nur in Johannes Müller, sie findet sich schon bei seinen Vorbildern. Auch die antiken Historiker waren Pragmatiker, und so verwischt sich die Grenze zwischen den beiden ersten Stilschichten. Rousseau wirkt ebenso lebhaft für die Rezeption antiker Rhetorik, als für den Tatsachenstil, dieselbe zwiespältige Anweisung gibt Herder. Sallust und Tacitus brauchen schon Archaismen, und man kann es als eine besser verstandene Nachahmung (nun nicht mehr der Form nach, sondern im Sinn und Geist) der Klassiker ansehen, wenn Müller nicht mehr im Latein, sondern im alten kraftvollen Deutsch sein Vorbild sucht. — Immer ist die Wirklichkeit unendlich reicher als Schema und Abstraktion, und schon Jean Paul wußte um die crux aller wissenschaftlichen Begriffsbildung: „Jede Klassifikation ist so lange wahr, als die neue Klasse fehlt“

Die Nachwirkung der Werke Johannes von Müllers.

Mit dem Titel dieses Schlußkapitels kann nicht gemeint sein, daß für eine Reihe deutscher Historiker des frühen 19. Jahrhunderts ebenso genaue Stiluntersuchungen angestellt werden sollen, als für Johannes Müller, um auf diesem Weg Uebereinstimmung und Unterschied festzustellen. Es bedürfte dazu einer Monographie für jeden Einzelnen von ihnen. Der künstlerische Charakter von Müllers Werk war hier zu betrachten, und deshalb soll sein allgemeiner Eindruck auf die ästhetisch interessierten Kreise, von denen die Geschichtsschreiber nur einen Teil ausmachen, gezeigt werden.

Johannes Müllers Ruhm bei seinen Zeitgenossen steht in keinem Verhältnis zu dem, was heute der Gebildete im Durchschnitt noch von ihm weiß. Einst war sein Name mindestens so bekannt wie der Goethes, denn er hatte die vielseitigsten Beziehungen zu Kreisen der Wissenschaft, der Dichtung und des politischen Lebens. Er führte eine riesige Korrespondenz, unbestritten galt er als der erste Historiker seiner Zeit. Erst sein Abfall von Preußen hat seinem Ansehen bei einem Teil der Nation einen schweren Schlag versetzt. Hatte er damit das Freiheitspathos seiner Werke selbst verleugnet, und somit die Begeisterung mancher seiner Leser schwer ernüchtert, so blieb doch den Romantikern noch immer seine rousseausche Verherrlichung der alten Zeiten Grund genug, ihn als ihren Historiker schlechthin zu feiern. Zwar rühmte er sich immer seines genauen Quellenstudiums, und man hielt ihn auch für einen überaus gründlichen Gelehrten. Aber das war nicht die Quelle seines Ruhms. Die Lebhaftigkeit, der interessante Eklektizismus, die sich in seiner Konversation wie im geschriebenen Wort ausprägten, machten ihn berühmt. So schrieb G e n t z in seinem ersten Brief an Müller (4. März 99): „es ist der große Mann, es ist der eminente Schriftsteller, an den ich meine Worte richte“. Von der prinzipiellen Wertung

seiner Persönlichkeit zeugen die Worte, mit denen Arnim eine Rezension Müllers in der „Tröst Einsamkeit“ (Stück 14) begleitet, wo er ihn den „verehrten Wiederhersteller deutscher Geschichtsschreibung“ nennt. (Pfaff S. 142). — Adam Müller in einem Aufsatz „Die Schule Johann von Müllers“ („Phöbus“ VIII) sagt von ihm: „Wer von den später geborenen Deutschen kann seiner eignen Jugend ohne des Einflusses gedenken, den dieser Meister auf ihn gehabt?“ — Herder stand mit Müllers Bruder Johann Georg in freundschaftlichen Beziehungen. Er kannte auch den Historiker sehr gut und bewunderte ihn: „Er ist ein seltener Mann, der Politik so ganz mit historisch-klassischem Geschmack, ja, ich möchte sagen, mit einem Universalgeist alles dessen, was die Geschichte der Völker belebt, verbinden kann, Enge und Weite“. Auch mit Goethe war Müller gut bekannt. Dem gab Goethes Rezension der Müllerschen Selbstbiographie von 1806 Ausdruck (cf. auch „Annalen“, Jub. Ausg. 30, 203). Wichtiger war noch der „Freundschaftsdienst“ (so bezeichnete es Goethe selbst, „Annalen“ 1807, ebda. 30, 230), den Goethe dem Historiker leistete durch die Uebersetzung seiner französisch gehaltenen Akademierede auf Friedrich den Großen, die in eine ziemlich unverblühte Verherrlichung Napoleons ausartete (auch eine Rezension dieser Rede lieferte Goethe, Jenaische Literaturzeitung 1807 = Jub. Ausg. 36, 286; dazu Goethes Brief an Müller, 17. April 1807, Jahrbuch XIII, 133). Indem er Müller hierdurch den Rücken deckte gegen die heftigen Angriffe der preußischen Patrioten, zeigte sich sein übernationaler Standpunkt, der den großen Menschen überall bewundert, nicht nur unter den eigenen Volksgenossen. Goethe äußerte sich stets mit starker Skepsis über die Möglichkeit der Erforschung absoluter historischer Wahrheiten. Für die analytisch-kritische Tätigkeit des Geschichtsforschers hatte er kein Verständnis. Ebenso war ihm der Begriff eines beständigen Fortschritts in der Geschichte zuwider. Daher kam seinen Anschauungen die imponierende, einheitliche Leistung von Müllers Schweizergeschichte sehr entgegen. Hier war unter Verheimlichung der kritischen Tätigkeit ein Buch entstanden, das wesentlich als Kunstwerk erfaßt sein wollte. Auch das Ethos der Schweizergeschichte sagte ihm zu, und unter Müllers Einfluß prägte er das Wort, daß der Wert der Geschichte darin bestehe, Begeiste-

rung zu erwecken.¹ — Noch ein Zeugnis für den ausgezeichneten Klang, den Müllers Name auch nach seinem „Abfall“ noch beim deutschen Lesepublikum hatte: „der größte Verlust für das Unternehmen (sc. Journal „Der altdeutsche Sammler“), ist der Tod Müllers; hätte er seinen Namen mitgegeben, so wäre es halb gemacht und, gleich unverstanden, doch gewürdigt worden.“ (Brief Brentanos vom Januar 1811, Steig, „Clemens Brentano und die Brüder Grimm“ S. 157).

Mit dieser Hochschätzung von Müllers Person als Repräsentant einer neuartigen und lebenszugewandten Geschichtsschreibung steht die Bewunderung seiner Briefe, die z. T. noch zu seinen Lebzeiten publiziert wurden, in engem Zusammenhang. Es handelt sich da um die Briefe Müllers an Karl Viktor von Bonstetten, die Friederike Brun unter dem Titel „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund“ publizierte. Mit Recht sah man in diesen freimütigen Ergüssen, Berichten von Lektüre und Arbeit, den Schlüssel zum Verständnis von Müllers Werk: es war ein Blick in die Werkstatt. A. W. Schlegel im „Athenäum“ 2, II, 316 schreibt eine Rezension dieser Briefausgabe: „Wer Müllers Schweizergeschichte kennt, muß diese Briefe lesen, um sie noch besser zu verstehen; wer sie nicht kennt, muß sie lesen, um sich dafür empfänglich zu machen. Was Geschichte ist, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller sie behandelt.“ — Auch Gentz schreibt, allerdings nicht ohne Nebenabsichten, bewundernd über diese Briefe an Müller. (14. Aug. 1802). — Schelling in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ empfiehlt die Briefe geradezu als pädagogisches Lehrbuch für den jungen Historiker: „Welche Stufen derjenige zu erklimmen hat, der würdiger Weise die Geschichte verzeichnen will, könnten die, so diesem Beruf sich weihen, vorerst nur aus den Briefen, welche dieser (Müller) als Jüngling geschrieben, ohngefähr ermessen.“ (S. 225) — Ein volltönendes Lob spendet Adam Müller in seinem Phöbusaufsatz: „die glückliche Indiskretion, welcher die Bekanntmachung seines Briefwechsels zu verdanken ist, hat allein so viel Herzen für Wissenschaft und Alter-

1. Das brachte ihm den Vorwurf Arnims ein: „Was das Geschichtliche von Deutschland und Nationelle anlangt, so scheint er (Goethe) in einer ähnlichen kuriosen Verwirrung wie Johannes Müller“. (an W. Grimm, 22. Sept. 1811, Steig: „Achim von Arnim u. Jacob und Wilhelm Grimm“ S. 147.)

tum entzündet, als die meisten Lehrstühle der Historie in Deutschland zusammengekommen.“ — Wilhelm Grimm, wie die jüngere Romantik überhaupt, stand dem Historiker schon kühler gegenüber. Ihm waren die Briefe aus Müllers späterer Zeit, weniger schwärmerisch und mehr Zeugnis des welterfahrenen Mannes, weit lieber. (an Arnim, 21. Juni 1812).¹ Am wenigsten Sympathie fand Müller bei Arnims lichtem, aufrechtem Charakter. Er hatte ihn 1802 in Wien kennen gelernt. Als Bettina in einem Brief an Arnim einen Satz aus den „Briefen eines jungen Gelehrten“ zitierte,² verwahrte sich Arnim heftig gegen „solch eine durchgreifende Lüge wie Müllers Freundschaftswesen und -unwesen“. Er wollte in seinen Empfindungen keine Parallele sehen zu Müllers schwärmerischer Freundschaft und nennt ihn zornig „das fatale Saufell, der Müller . . . , das vor der Türe der Freundschaft liegt, damit sich jeder die Stiefel daran putzt.“ (24. April 1808). Aber selbst an diesem heftigen Ausfall kann man sehen, wie dieser Freundschaftsbund nahe daran war, berühmt wie einer der sagenhaften aus dem Altertum zu werden. Den Wert der Briefe zum Verständnis der Schweizergeschichte erkennt Arnim dann selbst noch an: „das Studierende in den Briefen ist, wie überhaupt in Müllers ganzem Leben, das Einzige, was Wert hat.“

In der Beurteilung, die Müllers Werk bei der nächstjüngeren Generation fand, ist vor allem auffällig, daß fast durchweg das Fortschrittliche und Neue bei ihm gewürdigt wird, während die Einflüsse französisch-rationalen Geistes nicht erkannt, und daher auch nicht verübelt werden. Die Abwendung vom Pragmatismus ist jetzt allgemein geworden, und man beruft sich gerade auf Müller als Beispiel der neuen, tatsachenfrohen Historiographie. In der Athenäumsrezension spricht A. W. Schlegel von der „ungewohnten, ja unverstandenen Vortrefflichkeit“ der Schweizergeschichte, und in den „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst“ (II 53) preist er Müller, weil er die „Annäherung an den großen Stil der Geschichte“ vollzogen habe, während seine Vorgänger oft nicht einmal fleißige Forscher gewesen seien, da „ihre Schriften nichts als

1. ähnlich drückt er sich „Kleinere Schriften“ I 282 aus. (hrsg. von Gustav Hinrichs, Berlin 1881). Hier äußert er auch den Wunsch nach einer Biographie Müllers.

2. Steig „Achim von Arnim und Bettina Brentano“, S. 98 u. 135.

Reflexionen über die von andern gesammelten Materialien sind.“ — Sein Bruder Friedrich schreibt in seinen Athenäumsfragmenten (I, 2, 60): „nichts stört mehr in einer historischen Darstellung als rhetorische Seitenblicke und Nutzenwendungen.“ — Wilhelm von Humboldt betrachtet in seinem Aufsatz „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ alle „sogenannt philosophische Geschichte“ und die „teleologische Geschichte“ mit der größten Skepsis und empfiehlt dem Historiker viel mehr, sich zu den „wirkenden und schaffenden Kräften“ zu wenden. — Am deutlichsten erkennt Schelling die Mängel der pragmatischen Betrachtung. In der zehnten seiner „Vorlesungen“ steht: „Die Modernen sind geneigt, den pragmatischen Geist für das Höchste in der Historie zu halten und zieren sich selbst untereinander mit dem Prädikat desselben, als mit dem größten Lob. Aber eben wegen ihrer subjektiven Abhängigkeit wird niemand, der Sinn hat, die Darstellungen der beiden angeführten Geschichtsschreiber (Polybius u. Tacitus) in den ersten Rang der Historie setzen. Bei den Deutschen hat es nun überdies mit dem pragmatischen Geist in der Regel die Bewandnis, wie bei dem Famulus in Goethes Faust: ‚Was sie den Geist der Zeiten nennen, ist ihr eigener Geist, worin die Zeiten sich bespiegeln,‘“ (S. 217) und weiter: „Welch ein widerlicher Anblick . . . wenn . . . die Größe der Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, z. B. Wichtigkeit des Handels,¹ diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen“ geschätzt wird. Ebenso ärgerlich ist es Schelling, wenn ein Autor „den historischen Pragmatismus darin sucht, sich selbst durch Räsonnieren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffs mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit und wie wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht.“ (S. 218) — Unter den Historikern hat Heinrich Leo, den man auch gelegentlich als Geschichtsschreiber der Romantik bezeichnet hat, in seinem „Lehrbuch der Universalgeschichte“ den Strich unter die historische Methode des 18. Jahrhunderts gezogen. Auch er sieht in Johannes Müller durchaus den Neuerer: „Bald bemächtigte sich der Geist des Räsonnierens, der losgerissenen oberflächlichen Reflexion, der in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts alle Kreise und Ver-

1. wahrscheinlich ein Ausfall gegen A. H. L. Heeren.

hältnisse durchdrang, auch der Historie . . . Stimmführer in dieser frivolen Weise, die Weltgeschichte zu behandeln, war besonders Schlözer. Erst allmählich, nachdem eine unbefangene Behandlung der Geschichten einzelner Völker durch Johannes Müllers Vorgang einerseits und Justus Möser's Vorbild andererseits geweckt und erzogen worden war, wurden die Augen wieder geöffnet für jenes geistige Band, was sich durch die Geschichte der Völker hindurchschlingt, und das Leben der Menschheit als ein geistiges Ganzes, das Leben der Einzelnen nur als dessen Glieder erscheinen läßt.“ — Und daraus zieht Leo die Folgerung: „Alles was von Hand- und Lehrbüchern der allgemeinen Weltgeschichte bis auf Schlözer vorhanden ist, ist jetzt im Grunde nur noch als literarisches Kuriosum anzuführen.“ (S. 54 f.)

Zu dieser Ablehnung des Pragmatismus gesellt sich als wichtigster positiver Zug die Auffassung der Geschichtsschreibung als Kunst. Was Lessing und Lichtenberg gefordert hatten, schien jetzt in den Werken Müllers und Schillers vollbracht. Die romantische Theorie bemüht sich, die künstlerischen Anforderungen an den historischen Stil aus dem Wesen der Geschichte selbst abzuleiten. A. W. Schlegel nennt sie die „Poesie der Wahrheit“ und folgert daraus, daß sie wesentlich den Gesetzen der Poesie unterworfen sei. Humboldt (a. a. O. S. 56) sagt: „Das Geschäft des Geschichtsschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen.“ Eine philosophische und zugleich im höchsten Grad poetische Auffassung der Geschichte! Daran schließt sich sehr genau Schellings Meinung (a. a. O. S. 221): „Der absolute Standpunkt der Historie ist demnach der der historischen Kunst.“ Diese besteht für ihn in der Darstellung der empirischen Wahrheit auf solche Art, daß dennoch die höhere Ordnung der Dinge begreiflich sein muß. Daraus leitet er ganz konkrete Anweisungen ab: (S. 226) „Die ersten Urbilder des historischen Stils sind das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt und die Tragödie“; er führt dann aus, die universelle Geschichte liebe unverkennbar die epische Form und Fülle, während die besondere Geschichte mehr konzentrisch um einen Punkt gebildet sein wolle.

Zur Ausbildung dieser künstlerischen Geschichtsprosa empfiehlt man — wie einst schon Herder! — das Vorbild der Alten, und

erkennt auch hier mit Freude, daß Johannes Müller in seinen Werken die Erfüllung schon vorweg genommen habe. Wieder zeigt sich Schelling als der Systematiker, der am schärfsten formuliert: „Wer sich zum historischen Künstler bilden will, halte sich einzig an die großen Muster der Alten, welche, nach dem Zerfall des allgemeinen öffentlichen Lebens, nie wieder erreicht werden konnten. Wenn wir von Gibbon absehen . . . existieren bloß wahrhaft nationale Historiker, unter denen die spätere Zeit nur Macchiavelli und Johannes Müller nennen wird.“ (a. a. O. 225). Auch Adam Müller erkennt „die antike Luft, in der seine Eidgenossen sich bewegen“, aber er warnt: „Gefährlicher, als bei irgend einem andern, ist die Nachahmung bei Johann von Müller, denn wie groß er auch in seinen Jugendwerken erscheine, er gehört vielmehr vergangenen Zeitaltern als dem unsrigen an; vielmehr den Alten, als uns, die er gering zu schätzen scheint.“ (a. a. O. S. 47). — A. W. Schlegel in seiner Athenäumsrezension nennt Johannes von Müller „den ersten Geschichtsschreiber der Neueren, oder vielmehr den letzten der Alten, wie Brutus der letzte Römer war!“ (S. 314) und sagt weiter: „Man sieht hier die entscheidende Wirkung, welche die Bekanntschaft mit den Alten auf ihn machte, und wie sie seiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntnis aufdrückte. Sie trafen bei ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geistes allein, sondern auf ein liebendes Herz.“ (S. 315). Eine energische Absage erteilte dagegen der elegante österreichische Lustspieldichter und Diplomat Aug. Ernst Freiherr von Steigentesch in Schlegels „Deutschem Museum“ 1812. Er gesteht, daß man dem „deutschen Tacitus“ den Preis auf dem Gebiet der Geschichte zuerkannt habe, aber: „welcher Unbefangene erkennt nicht zugleich den Schriftsteller, der auf jeder Seite den Genius der Sprache beleidigt, die ihm fremd ist? Diese Kürze, die durch die Weglassung der meisten Artikel und Bindeworte, durch eine gewaltsame Versetzung der Worte, die den Geist der Sprache entstellt, und durch das schleppende Gerundium entsteht, das so oft wiederholt, unserer Sprache nicht angehört, gibt ihr eine abschreckende Härte, die sie glücklicherweise nur in den Werken dieses Schriftstellers besitzt.“ (S. 211). Was er als Grund dieser Ablehnung anführt, ist allerdings sehr unbefriedigend: „Würde Lessing und seine Zeitgenossen diese Sprache, die mühsam einer fremden nachgebildet ist, für unsere Sprache erkannt haben?“ Da-

mit verkennt er das Prinzip der Entwicklung und Abwandlung, das jeder Sprache eigen ist. Richtig ist dagegen sein Hinweis, daß es ein bedenkliches Experiment war, wenn Müller vieles aus dem Französischen übernahm. Einer selbständigen Weiterentwicklung der deutschen Sprache wird das Wort geredet. Steigentesch führt zum Beweis, daß Müllers Pathos künstlich und unorganisch sei, die Tatsache an, daß seine französischen Schriften in ganz normaler Sprache geschrieben seien. Die abrupte und stilisierte Diktion war Müller also keine innere Notwendigkeit, die aus dem Charakter floß, sondern Mache.¹

Eine ähnlich entschiedene Ablehnung von Müllers Prosa findet man bei Therese Huber: „ein Stil! — wie kann man so unklar und disharmonisch schreiben, wenn Klarheit und Harmonie der Seele Bestreben ist?“² (an Emil v. Herder, 3. 3. 1811). Von seiner Selbstbiographie meint sie, daß ihr „Stil wirklich die Kehle zuzieht und die Zunge zerbricht“ (30. 3. 1811). Auch sie wendet sich also gegen den Eklektizismus in Müllers Sprache und gegen die zerhackte, asyndetische Diktion. Es gehörte eben die ganze Aufgeschlossenheit der Romantiker für fremdes Wesen, ihre Einfühlungsgabe und ihre Freude am Bizarren dazu, in Müllers Stil den Triumph der individuellen Mischung zu feiern. — Nur mit Mühe ringt sich auch C. G. Körner zu einer Anerkennung durch: (in Schlegels „Deutschem Museum“ II 252 ff.). „Der Stil des Verfassers der Schweizergeschichte war, ich gestehe es, auch für mich anfänglich abschreckend“; aber er sieht dann ein, daß „ein solcher Stoff eine gewisse Altertümlichkeit der Sprache sogar zu erfordern schien“, und findet schließlich, daß „die hochherzigen Taten der Vorzeit ebenso tief aufgefaßt, als lebendig und mit einfacher Würde dargestellt“ sind. Das ist eine sehr kluge Rezension. Sie erkennt die archaisierenden Stilmittel, die dem Historiker zur Belebung vergangener Zeiten zur Verfügung stehen und würdigt ihre Verwendung bei Johannes Müller. Diese Seite seines Stiles mußte den Romantikern vor allem gefallen; A. W. Schlegel erkennt an ihm die „Belebung der Geschichte des Mittelalters durch diese Farbe der Jahr-

1. derselbe Tadel von Woltmann ausgesprochen, Werke, 7. Lief., Bd. 1, S. 209.

2. die folgenden Zitate aus L. Geiger: „Therese Huber“ Stuttgart 1901.

hunderte“ (S. 12).¹ Etwas lobrednerisch klingt dagegen, was Adam Müller (S. 43 f.) zu sagen hat: „Die Form seiner Werke prägt sich vornehmlich jungen Gemütern durch ihre Erhabenheit und Gewalt tief ein, und wie sollte sie es nicht, unter aller Formlosigkeit dieses Jahrhunderts.“

Dem Lobe einer nationalen, sogar parteiischen Geschichtsschreibung war Adam Müllers ganzer Aufsatz gewidmet. Auch Schelling empfiehlt (S. 224), „man meide die sogenannten Universalhistorien, die nichts lehren“ und rät vielmehr: der Student der Geschichte „gehe so viel möglich zu den Quellen und den Partikulargeschichten, die ihn bei weitem mehr unterrichten. Er lerne für die neuere Geschichte die naive Einfalt der Chroniken lieb gewinnen, die keine präntensionellen Charakterschilderungen machen, oder psychologisch motivieren.“ Auch hier konnte er in Müllers Geschichtsschreibung die Erfüllung seiner Wünsche finden. Und so kam nun jeder, und fand das, was er besonders schätzte, bei Müller irgendwie ausgedrückt. Wilhelm Grimm empfiehlt (kl. Schriften II 197) die Auswertung der Volkssagen für die Geschichte: „Haben doch auch bei uns nicht bloß Dichter, sondern auch Geschichtsschreiber, die Sinn für das Lebendige haben, wie z. B. Johannes Müller, sie (die Sagen) der Betrachtung und Achtung wertgehalten.“ — Scherer („Jacob Grimm“ S. 120) berichtet von dem Historikerideal der Brüder Grimm: „Die Bibel, Herodot, der Isländer Snorri, Johannes Müller: das sind die echten Historiker.“ Eine wunderliche Zusammenstellung, deren Gemeinsames nur in der Richtung auf das Altertümliche liegt.

Eine Forderung, die in dem ganzen Zeitalter unendlich oft wiederholt wurde, war, der Geschichtsschreiber müsse im tätigen politischen Leben stehen, damit sein Werk einen öffentlichen Charakter gewinne. Müller selbst war von dieser Notwendigkeit durchdrungen, und hat — wie Spittler — Staatsdienste genommen. So konnte er auch in diesem Punkte A. W. Schlegel genügen: „Hier ist es eben, wo es unserer Geschichte fehlt: Das Oeffentliche, Gemeinsame ist aus dem Leben verschwunden, und man sieht es unsern meisten Geschichtsbüchern wohl an, daß sie von Stubengelehrten herrühren.“ (Minors Neudruck, DLD S. 53). Selbst als Schlegel in einem Augenblickseinfall die Forderung des öffentlichen Charakters

1. „Geschichte der deutschen Sprache und Poesie“, Neudruck von Joseph Körner 1913.

der Kunst auf die Spitze treibt, bleibt Müller vorbildlich: „Vielleicht sollte, solange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen, einer Beredsamkeit wie z. B. Müllers Vorrede zum vierten Band seiner Schweizergeschichte.“ (Böcking VIII, 145).

Der allgemeinen Begeisterung für die Schweizergeschichte gibt Clemens Brentano in einem Brief an Bettina einmal schön Ausdruck: „Aber als Geschichte rat' ich Dir Müllers Schweizergeschichte, es ist etwas Himmlisches Es sind zwar einige dicke Bände, aber desto länger dauert die Freude, setze Dir täglich ein paar bestimmte Stunden, wo Du drinnen liesest.“¹ Nur als Curiosum soll auch die übermütige Antwort des Mädchens hier stehen: „Geschichte studieren! Müllers Schweizergeschichte. Bon! Aber sie ist vorbei, gedürnte Quetschen, schmackhaft zwar, aber was soll ich mit Backobst!“

Was die Romantiker an Müllers Geschichtsdarstellung zu loben fanden, war also hauptsächlich die lebendige und warm empfundene Belebung der Vergangenheit, die Einführung ins deutsche Mittelalter; dem Erzähler galt ihre Bewunderung, dem Schreiber der Tatsachenhistorie. Gundolf in seiner kleinen Einleitung zu einer Auswahl der Schweizergeschichte hat eine sehr schöne Apologie dieser bildhaften und nur scheinbar äußerlichen Art der Geschichtsdarstellung geschrieben: „Man vergißt, daß jeder, der den Leib und seine Geste, Tat, Haltung, Eindruck des sinnlichen Menschen anschaut und schauen lehrt, auch die sogenannte Seele mit heraufhebt, sinnbildlicher als der im bodenlosen Dunkel des Subjekts wühlende Psycholog.“ (S. 23). Und die seelische Einstellung überhaupt, der die rein erzählende Geschichtsschreibung entspringt, hat Goethe einmal einer Novellenfigur in den Mund gelegt. Es handelt sich dabei keineswegs um Goethes letztes Wort über den Wert der Geschichte, nur bezeichnet er hier sehr klar den einen Standpunkt, den man der Geschichte und überhaupt der Außenwelt gegenüber einnehmen kann: „Ueberhaupt, sagte Karl, scheint mir: daß jedes Phänomen, sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zu-

1. „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ in : Bettina von Arnims Werke, hrsg. von Waldemar Oehlke, Berlin 1920, S. 201.

sammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum besten, wie z. B. der Naturforscher und Historien-schreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist.“ (Jub. Ausg. XVI 208).

Vergegenwärtigt man sich, daß Müller entschieden für diese Art Geschichte in Anspruch genommen worden ist und tatsächlich auch so geschrieben hat, so kann man sich zunächst nicht genug wundern, daß er oft mit einem so gedanklichen und durchaus ideengeschichtlich eingestellten Historiker wie Schiller in Parallele gestellt worden ist. Und dennoch besteht auch dieser Vergleich zu recht. Schillers Geschichtsauffassung ist in meisterhafter Weise von Friedrich Ueberweg dargestellt worden. Ich kann mich also hier auf eine knappe Skizze beschränken. Schillers Geschichtswerke sind unter dem Einfluß der zwei geistigen Strömungen, die von Voltaire und Rousseau verkörpert werden, entstanden. Nach Schillers Antrittsrede liegt der Zweck universalhistorischer Studien in der Aufklärung und der Begeisterung. Auch er ist, wie Voltaire, bereit, die innere Wahrheit im Kollisionsfalle auf Kosten der äußeren historischen Wirklichkeit zu befördern und zur Darstellung zu bringen. Er ist davon überzeugt, daß zu der Einzelforschung „der das Wesen der Erscheinungen erkennende Gedanke hinzutreten muß, um eine wahrhaft vollendete Darstellung möglich zu machen“. (cf. Ueberweg S. 117). Das teleologische Prinzip sucht er überall in der Geschichte zu erkennen, und auch ihm ist sein Zeitalter der Maßstab für alle früheren: „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich, ohne es zu wissen oder zu erzielen, alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt.“ Als Dichter, und als Mensch von starker Subjektivität sucht Schiller solche Epochen in der Geschichte für seine Darstellung, die seinem eigenen Streben kongenial sind: den Freiheitskampf der Niederländer und das Ringen der deutschen Protestanten für ihre Glaubensfreiheit. In beiden Werken treibt er Ideengeschichte, er stellt dar den Kampf für Wahrheit, „oder was man für Wahrheit hielt“. In seinem Auge kämpfen die Parteien für „Vernunftidole“. So sehr diese Gedanken in Schiller begründet lagen, so waren sie doch zweifelsohne auch die Grundideen der von ihm behandelten Epochen. Seine Philosophie ist nicht willkürlich in die Geschichte getragen; darin liegt

der erste Fortschritt über Voltaire hinaus. Was Schiller aber eigentlich als Schüler Rousseaus erscheinen läßt, und damit auch zu Johannes von Müller gesellt, ist die Darstellung. Die Freiheitsidee wird nicht nüchtern aufgefaßt, sondern in begeistertem Tone und mit dem ganzen Schwunge der Schillerschen Diktion vorge tragen. Das Ziel, Begeisterung zu erwecken, ist das Gemeinsame der beiden Historiker. Bei diesem Versuch, durch Ton und Bewegung der Darstellung der Geschichte einen öffentlichen Charakter zu geben, hatte Schiller den ganzen Vorzug des geborenen stilistischen Künstlers gegenüber dem, der seine Schreibart mühsam an Vorbildern schulte und stärkte.

Mit der Kritik, die Schillers Jenaer Kollege **W o l t m a n n** (der auch einige kleinere historische Arbeiten Schillers fortsetzte) an Müller übte, sollen diese Untersuchungen abgeschlossen werden. Er sieht in Müller nur den Tatsachenhistoriker, dem das Sammeln und Erzählen kurioser Geschichten Hauptsache gewesen ist: „An dem Einzelnen hat Müller eine gar große Freude, und das rohe Erz, was er mit unsäglichem Eifer und kritischem Fleiß zusammengebracht, hat er wirklich lieb.“ (S. 163).¹ Dagegen steht Woltmann noch viel entschiedener als Schiller auf dem Standpunkt der Ideengeschichte. Deshalb macht er Müller zum Vorwurf: „Von der großen Bewegung durch Kant hat er nichts wissen wollen, und vielmehr als ein Wächter der Historie Lärm gerufen, wenn die Ideen der neuen Philosophie in der Geschichte einen neuen Geist aufzuregen suchten.“ (S. 150) und weiter: „Es gibt keine durchgreifende, historische Ideen, die zuerst von ihm in Umlauf gebracht wären.“ (S. 214) — Dagegen war Woltmanns Grundsatz: „wir erkennen nichts, was nicht zum System in uns wird“. (S. 204). Daraus entspringt Woltmanns Auffassung der Geschichtsschreibung. Sie ist für ihn eine Kunst, die nur geübt werden kann, indem die Tatsachen um einen Mittelpunkt geordnet werden. (S. 156). Müller aber hat nach seiner Meinung die große Mitte seiner Schweizergeschichte verfehlt. Woltmann meint (und hat es auch einmal zu Müller gesagt), daß die „Mitte“ seiner Darstellung der Gedanke

1. Dieses und alle folgenden Zitate stammen aus dem Aufsatz: „Ueber Geschichtsforschung, geschichtliche Darstellung und Geschichtsschreibung mit Beziehung auf Johannes von Müllers Geschichte der Schweiz“ 1809 = Werke, 7. Lief. I. Bd. Leipzig 1824.

hätte sein müssen, wie aus der Schweizer Natur der Charakter der Schweizerhistorie entstanden ist. Dazu hätte die prächtige Landschaftsschilderung zu Eingang dienen müssen. Leider sei dieser Zusammenhang dann ganz vernachlässigt. An einer ganzen Reihe einzelner Beispiele sucht Woltmann zu erweisen, daß Müller zu unbehülflich war, und zu wenig wahre Künstlerschaft hatte. Das alogische Prinzip in Müllers Kunst ist ihm zuwider, er sucht immer die Lücken der Darstellung Müllers auszufüllen und unklare Partien zu verdeutlichen. Daß eben in dem Springenden und Raschen manchmal eine fast balladenhafte Schönheit der Darstellung lag, hat Woltmann nicht verstanden. Er wendet sich gegen die mangelnde Zweckbestimmtheit in Müllers Naturgemälden, bei Schlachten etc.; Müller vergesse, daß er deutlich bezeichnen müsse, und schreibe mehr als Reisebeschreiber, als mit Bezug auf das historische Ereignis: „der pragmatische Wert fehlt zu sehr jenen Gemälden“. (S. 173). Ebenso oberflächlich scheint ihm Müllers Art, Charaktere mehr aus der äußeren Erscheinung und dem Auftreten der Personen ahnen zu lassen, als sie in psychologischer Untersuchung klar zu umreißen: „Zwar ist das Aeüßere einer Person, die wir kennen lernen, immer das erste, was wir wahrnehmen; allein dies bestimmt nicht die Historie, in welcher auch die Gestalt der handelnden Personen pragmatisch gesehen werden soll. Deshalb fühlt man es unter der Würde der Geschichtsschreibung, wenn sie das Aeüßere schildert, ehe sie das Innere dargestellt hat. Zwischen beiden ist ein notwendiger Zusammenhang, und wenn der Geschichtsschreiber Notizen genug hat, denselben wahrzunehmen: so kann er, ihn darstellend, seiner Beschreibung der äußeren Person ungemeine pragmatische Würde geben.“ (S. 197). Dagegen und zur Rechtfertigung Müllers kann man natürlich alles vorbringen, was wir oben zur Erklärung des reinen Tatsachenstils gesagt haben, und wofür eben noch Goethes und Gundolfs Worte angeführt wurden. Woltmann selbst erkennt dann schließlich doch die Gefahren des Pragmatismus: „In unsern meisten historischen Büchern sind die sogenannten handelnden Personen wie Männer von Stroh, von welchen uns nichts überredet, daß sie je Fleisch und Blut gehabt haben.“ (S. 206) — Ebenso wenig wie Müllers Darstellung im Ganzen billigt Woltmann seinen Stil. Er scheidet in äußeren und inneren Stil; unter diesem versteht er die Anschauung der Form und

Zeitfolge unserer Vorstellungen. Hierin habe es Müller nie zur Klarheit gebracht. Dies Urteil ist wohl richtig. „Was den äußeren historischen Stil des schweizerischen Geschichtsschreibers anbelangt, so liegt vor Augen, daß zu dem Mangel an dem innern vollendeten Licht, noch Unbehüllichkeit in der Sprache kam, besonders nachteilig aber der Gedanke wirkte, als gebe es eine Zaubermacht des Stils, unabhängig von den Vorstellungen, dem Inhalt. Er machte sich deshalb einen äußern Stil, der nicht notwendig aus dem innern und der Beschaffenheit der gebrauchten Sprache hervorstach, sondern wie eine äußere Waffe war, die er nach Willkür handhabte, gleich den Schlachtkeulen der alten Schweizer.“ (S. 208). Das ist tatsächlich eine überraschend gute Bloßlegung der psychologischen Untergründe von Müllers Stil. Das letzte Bild führt Woltmann noch einmal aus: „Seine Sprache ist eine schwere, höchst mühsam, und doch nur roh gearbeitete, mit Knoten und Spitzen reichlich versehene Keule, die seine Schweizerhand mächtig, oft unbehüllich führt.“ Das ist ganz richtig gesehen, nur werden wir heute anerkennen, daß es wirklich eine „Zaubermacht des Stiles“ gibt, die unabhängig von dem gedanklichen Wert wirkt. Die weitgreifende Bewunderung der Schweizergeschichte hat dafür den historischen Beweis geliefert. Was Woltmann als Vorwurf meinte: „Gewöhnlich ist daher sein Stil stärker als die Gedanken“ (S. 208), erscheint uns viel mehr als Aufforderung, die Schweizergeschichte nicht als historisches (und hierin veraltetes) Werk zu betrachten, sondern als Versuch zur Begründung einer neuen Geschichtsprosa, als ästhetische Leistung. Woltmann selbst erkennt deutlich, was das Beste und der entschiedenste Fortschritt in Müllers Stil war: „Nimmt man unserm Freunde die starken deutschen Redensarten, so erinnert er fast an Simson: mit den weggeschnittenen starken Worten, oder Haaren, ist dem Riesen die Stärke genommen.“ (S. 209). Schließlich bahnt er sich auch den Weg zu einer gerechteren Gesamtbeurteilung: „Bei allem dem bleibt Müller auch seines Stiles wegen stets merkwürdig. Er riß sich ungestüm fort von der alten Kanzleisprache der neueren Historiker.“ Abschließend hält er es für die bedeutendste Wirkung, die man ihm zuschreiben dürfe, „daß er zuerst, und fast allein unter den Deutschen, durch sein Beispiel in Anregung gebracht hat, es könne auch bei uns Geschichtsschreibung im Sinne der Alten geben.“ (S. 214).

So erscheint uns Johannes Müllers Kunst in den verschiedensten Beleuchtungen, wenn wir die Urteile der jüngeren Zeitgenossen sammeln und sichten. Bedeutsam ist, daß er von den Aestheten fast durchweg bewundert wird; sie sehen in ihm den großen Anreger und Ueberwinder einer zünftig strengen, trockenen Geschichtsprosa. Die Historiker dagegen vermissen die Klarheit des Urteils und der Kritik, ein Mangel, der sich auch in seiner Darstellung ausspricht. Sie wollen sich darüber durch Pathos und Schwung seiner Rede nicht hinwegtäuschen lassen. Alle aber mußten sich mit ihm auseinandersetzen, und so hat ihm Ranke mit dem gerechten Urteil, das ihm aus der höheren Perspektive seines überragenden Talents wie des zeitlichen Abstandes erwuchs, einen schönen Gedenkstein gesetzt: „Um der deutschen und der europäischen Welt gerecht zu werden, war auch eine Vertiefung in die Jahrhunderte des Mittelalters notwendig. Die Liebe zum Vaterlande vereinigt sich in Johannes Müller mit dieser idealen Tendenz. Er bewundert die Alten und ahmt sie nach. Leider gebricht es ihm an historischer Kritik; aber er besitzt Mitgefühl für die Zeiten, die er schildert, einen Ausdruck, der, wie wohl nicht frei von Manier, doch überall den Leser über das Gemeine erhebt; er schreibt in fortwährender Beziehung auf die höchsten Aufgaben der Menschheit: — hätte er nur auch in seinem Leben stets daran festgehalten.“

Literatur-Verzeichnis.

- Abbt, Thomas:** Vermischte Werke, 6 Bde. Frankfurt u. Leipzig 1783.
- Adelung, Johann Christoph:** „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart ...“ 2. Aufl. 4 Bde., Leipzig 1793/1801.
- „Wörterbuch der Orthographie“ Frankfurt u. Leipzig 1789.
- dasselbe, Wien 1810.
- „Ueber den deutschen Stil“, neue Aufl. Berlin 1787.
- „**Almanache der Romantik**“ Bibliogr. Repertorium, Bd. 5 hrg. von Pissin, Berlin 1910.
- Arnim, Achim von:** „Tröst Einsamkeit“, hrg. von Friedrich Pfaff, Tübingen 1883.
- **Bettina von:** „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ = Sämtl. Werke hrg. von Waldemar Oehlke Bd. I, Berlin 1920.
- „**Athenäum**“: Eine Zeitschrift von A. W. Schlegel u. Friedr. Schlegel, Berlin 1798/1800 = Neudrucke Romantischer Seltenheiten I, München 1924.
- Bernheim, Ernst:** „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie“ 5. u. 6. Aufl. Leipzig 1908.
- Boucke, Ewald A.:** „Der Prosastil“ in: Hofstaetter-Panzer: „Grundzüge der Deutschkunde“ Bd. I, Leipzig u. Berlin 1925.
- Braitmaier, Friedrich:** „Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Mahlern bis auf Lessing“ 1888.
- Brandt, Otto:** „A. W. Schlegel, der Romantiker, und die Politik“ Berlin 1919.
- Brauer, Walter:** „Geschichte des Prosabegriffs von Gottsched bis zum jungen Deutschland“ Diss. Frankfurt.
- „**Briefe, die neueste Literatur betreffend**“, Teil 1—24, Berlin und Stettin 1759/66.
- Caesar:** „Bellum Gallicum“ recensuit, apparatu critico instruxit Henricus Meusel, Berolini 1894.
- Chladenius, Johann Martin:** „Allgemeine Geschichtswissenschaft“ Leipzig 1752.
- „**Concordia**“: Zeitschrift von Friedr. Schlegel 1820/23, I. Heft, darin Aufsatz: „Signatur des Zeitalters“.

- „Deutsches Museum“:** Zeitschrift hrg. von Friedr. Schlegel, Wien 1812 f.
Darin: Bd. I, 37 ff., Heinrich von Collin: „Zerstreute Blätter“; Bd. I 200 ff.
Freiherr von Steigentesch: „Ein Wort über deutsche Literatur und deutsche Sprache“; Bd. II 252 ff. C. G. Körner: „Ueber die deutsche Literatur“; Bd. III, 47 Hamann: „Urteil über Johannes Müller“.
- Dilthey, Wilhelm:** Gesammelte Schriften Bd. 3 1927. Darin: „Friedrich der Große und die deutsche Aufklärung“. — „Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt“.
- Eberhard, Johann August:** „Theorie der schönen Wissenschaften“ Halle 1783.
- Engels, J. J.:** Schriften XI. Bd. 1. u. 2. Abteilung. „Poetik“, Berlin 1806
(= Theorie der Dichtungsarten, zuerst Berlin u. Stettin 1783).
- Eschenburg, Johann, Joachim:** „Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“ Frankfurt u. Leipzig 1790.
- Fester, Richard:** „Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie“, Stuttgart 1890.
- Fries, Albert:** „Stilistische und vergleichende Forschungen zu Heinrich von Kleist mit Proben angewandter Aesthetik“ Berlin 1906 (= Berliner Beiträge zur German. u. Roman. Philologie XXX).
- Fueter, Eduard:** „Geschichte der Neueren Historiographie“ München und Berlin 1911.
- Geiger, Ludwig:** „Therese Huber“, Stuttgart 1901.
- Gentz, Friedrich von:** Schriften, hrg. von Gustav Schlesier Bd. IV = Briefwechsel zwischen Gentz u. Johann von Müller.
- Gervinus, G. G.:** „Geschichte der deutschen Dichtung“ Bd. V. 5te Aufl. Leipzig 1874.
- Goethe:** Sämtl. Werke, Jubiläumsausgabe Bd. 16, 30, 36.
- Grimm, Jakob u. Wilhelm:** „Deutsches Wörterbuch“ VII. Bd. bearbeitet von Matthias Lexer, Leipzig 1889.
- Grimm, Jakob:** Kleinere Schriften, Berlin 1869.
- Grimm, Wilhelm:** Kleinere Schriften hrg. von Gustav Hinrichs, Berlin 1881.
- Grimm, Jakob u. Wilhelm:** Briefwechsel, hrg. von Herm. Grimm u. Gustav Hinrichs, Weimar 1881.
- Gundlach, Franz:** „Johannes von Müller am landgräfllich-hessischen und königlich westfälischen Hofe in Cassel“ (Jahrbuch für schweizerische Geschichte Bd. 18) Zürich 1893.
- Haym, Rudolf:** „Herder nach seinem Leben und seinen Werken“ 2 Bde., Berlin 1877/85.
- „Die romantische Schule“ 2te Aufl. Berlin 1906.
- Hederich, W. Benjamin:** „Anleitung zu den vornehmsten historischen Wissenschaften“ 2 Bde. 3te Auflage bearbeitet von J. J. Eschenburg, Berlin u. Stettin 1792.
- Heeren, A. H. L.:** „Johann von Müller, der Historiker“ Leipzig 1809.
- „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt“. 2 Bde. Göttingen 1793/96.
- Heeren und Hugo:** „Spittler“ Berlin 1812.

- Heinsius, Theodor:** „Volksthümliches Wörterbuch der Deutschen Sprache“ III. Bd. Hannover 1820.
- Henking, Karl:** „Johannes von Müller“ I. Bd. Stuttgart u. Berlin 1909 — dazu Rezension von E. Guglia, *Euphorion* XVII, 1910, 396 ff.
- Herder, J. G.:** „Sämtliche Werke“ hrg. von Bernhard Suphan, Bd. 1, 2, 5, 14, 20, 30. Berlin 1877 ff.
- Hettner, Hermann:** „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert“ Bd. II u. III 2, 3te Auflage, Braunschweig 1879.
- Hofmannsthal, Hugo von:** „Deutsches Lesebuch. Eine Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750—1850“ 2 Bde.
- Humboldt, Wilhelm von:** „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ == Werke, hrg. von Albert Leitzmann, Bd. IV, Berlin 1905.
- Jablonski, Johann Theodor:** „Allgemeines Lexikon der Künste u. Wissenschaften“ 2 Bde. Königsberg u. Leipzig 1748.
- Jördens, Karl Heinrich:** „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten“ 6 Bde., Leipzig 1806 ff.
- Klopstock, F. G.:** „Die deutsche Gelehrtenrepublik“, Karlsruhe 1821.
— „Grammatische Gespräche“, Altona 1794.
- Kluge, Friedrich:** „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“, 7. Aufl. Straßburg 1910.
- Korff, H. A.:** „Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts“ 2 Bde. Heidelberg 1917.
- Korrodi, Eduard:** „C. F. Meyer-Studien“, Leipzig 1912.
- Leo, Heinrich:** „Lehrbuch der Universalgeschichte“ Bd. I. Halle 1849.
- Lessing, G. E.:** Sämtliche Schriften, hrg. von Karl Lachmann, VI. Bd. Berlin 1839.
- Lichtenberg, Georg Christoph:** Schriften hrg. von Felix Bobertag (= Kürschners Deutsche Nat. Lit. 111).
- Mallon, Otto:** Arnim-Bibliographie, Berlin 1925.
- Meyer, Georg Friedrich:** „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften“ 3 Teile, III. Teil, Halle 1750.
- Meusel, Heinrich:** „Lexikon Casarianum“ 3 Bde. Berolini 1887/93.
- Meyer, Richard Moritz:** „Deutsche Stilistik“ München 1906 (= Handbuch des deutschen Unterrichts III, 1).
- Minde-Pouet, Georg:** „Heinrich von Kleist, seine Sprache und sein Stil“, Weimar 1897.
- Montesquieu:** „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence“ = Oeuvres Complètes par Edouard Laboulaye, Paris 1876, Tome 2.
- „De L'Esprit Des Lois“ (zuerst 1748). ebda. Tome 3—6.
- Möser, Justus:** Sämtliche Werke. Neugeordnet ... durch B. R. Abeken. 10 Teile, Berlin 1843.
- Müller, Adam:** „Die Schule Johann von Müllers“, Aufsatz in Zeitschrift „Phöbus“ hrg. von H. von Kleist u. A. Müller, 8tes Buch — Neudruck München 1924.

- Müller, Johannes:** „Die Geschichte der Schweizer“, Das erste Buch, Boston (Bern) 1780.
zitiert: **A und Seitenzahl.**
- „Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft I. Teil — V. Teils erste Abteilung“ Leipzig 1786/1808.
zitiert: **B und Seitenzahl.**
- „Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft I. — III. Teil“ neue Auflage, Leipzig 1806.
zitiert: **C und Seitenzahl.**
- Sämtliche Werke hrg. von Johann Georg Müller. 27 Bde., Tübingen 1810/19.
- „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“ ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Gundolf, Leipzig 1923.
- J. M. (Johannes Müller):** „Essais Historiques“ Berlin 1781.
- (Johannes Müller):** „Reisen der Päpste“ 1782.
- Johann Müllers** „Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz“ (Füßli), hrg. von I. H. Füßli, Zürich 1812.
- Müller, Johannes:** Selbstbiographie = „Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien“, hrg. von S. M. Lowe, Heft 1, Berlin 1806.
- Mundt, Theodor:** „Die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich.“ Berlin 1837.
dasselbe 2te Auflage 1843 (nach dieser zitiert).
- Niebuhr, Barthold Georg:** Briefe, hrg. von Dietrich Gerhard und William Norvin I. Bd. Berlin 1926.
- Nietzsche, Friedrich:** „Unzeitgemäße Betrachtungen“ I. Bd. Leipzig 1893.
- Norden, Eduard:** „Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert vor Christus bis in die Zeit der Renaissance“ 2 Bde., 2ter Abdruck, Leipzig und Berlin 1909.
- Jean Paul:** „Vorschule der Aesthetik“ 3 Bde. II. Auflage, Stuttgart und Tübingen 1823.
- „Prometheus“:** Zeitschrift hrg. von Leo von Seckendorf u. Jos. L. Stoll. Im I. Heft, Wien 1808 Aufsatz „Die deutschen Mundarten“ von A. W. Schlegel.
- Ramler, Karl Wilhelm:** „Einleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehret“ 4 Bde. III. Aufl. Leipzig 1769.
- Ranke, Leopold von:** „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ = Sämtl. Werke, Bd. 31/32, Leipzig 1875.
- Ritter, Moritz:** „Entwicklung der Geschichtswissenschaft“, München und Berlin 1919.
- Rousseau, J. J.:** Collection Complète des Oeuvres. Tome Second — darin: „Du Contrat Social“ Neuchatel 1775.
- Sallust:** „Bellum Catilinae“ hrg. von Karl Stegmann. 3te Aufl. Leipzig und Berlin 1910.

- Schelling:** „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ Stuttgart u. Tübingen 1803.
- Schillers** Briefwechsel mit Körner, hrg. von Ludwig Geiger, 4 Bde. Stuttgart und Berlin.
- Schiller:** Briefe, hrg. und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas, 7 Bde.
- Schlegel, A. W.:** „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“, kritische Ausg. von G. von Amoretti, Leipzig 1923, 2 Bde.
- Sämtliche Werke hrg. von Eduard Böcking, Bd. 8 u. 12, Leipzig 1846.
- „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst“ hrg. von Jakob Minor 1884 = DLD, 17/19.
- „Geschichte der deutschen Sprache und Poesie“ hrg. von Jos. Körner, 1913 = DLD 147.
- Scherer, Wilhelm:** „Jacob Grimm“ Berlin 1885.
- Schlözer, August Ludwig:** „Vorstellung seiner Universalhistorie“ Göttingen und Gotha 1772.
- „Allgemeine nordische Geschichte“ Halle 1771.
- „Geschichte von Rußland“, I. Teil bis 1147. Göttingen und Gotha 1769.
- Schmidt, Julian:** „Johannes von Müller und seine Zeit“ = „Grenzboten“ 17 II. Vierteljahr, Leipzig 1858.
- Schmidt, Michael Ignaz:** „Geschichte der Deutschen“, 11 Teile, Ulm 1778/93.
- Schneider, Ferdinand Joseph:** „Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barockes bis zum Beginn des Klassizismus“ 1700—1785, Stuttgart 1924.
- Schück, Karl:** „Studien über Johannes von Müller“ Diss. Freiburg 1912.
- Schulze, Friedrich:** Absatz „Geschichte“ im Goethe-Handbuch hrg. von Julius Zeitler, Bd. I, Stuttgart 1916.
- Schwab, Gustav:** „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage“, 2 Bde. Stuttgart 1843.
- Schwarz, Ferdinand:** „Johannes von Müller und seine Schweizer Geschichte“ Basel 1884.
- Schweizerisches Idiotikon**, 7 Bde. Frauenfeld 1881—1913.
- Spittler, L. T.:** „Geschichte Württembergs“, Göttingen 1783.
- Steig, Reinhold:** „Achim von Arnim und Jacob u. Wilhelm Grimm“ Stuttgart u. Berlin 1904.
- „Achim von Arnim u. Bettina Brentano“ Stuttgart u. Berlin 1913.
- „Clemens Brentano und die Brüder Grimm“ Berlin 1914.
- Sulzer, J. E.:** „Allgemeine Theorie der Schönen Künste“ 2 Teile, Leipzig 1771/74.
- Tacitus:** „Germania“, erläutert von Prof. Dr. H. Schweizer-Siedler. 6te Aufl., Halle 1902.
- Thiersch, Heinrich:** „Ueber Johannes von Müller den Geschichtsschreiber und seinen handschriftlichen Nachlaß“ Augsburg 1881.
- Ueberweg, Friedrich:** „Schiller als Historiker u. Philosoph“ hrg. von Moritz Brasch, Leipzig 1884.
- Ulmann, H.:** „Der Geschichtsschreiber J. v. Müller u. Friedrich der Große“ (= Preuß. Jahrbücher, 58ter Band, Heft 2). Berlin 1886.

Voltaire: „Siècle de Louis XIV“ 3 Bde. Paris 1835.

Wachler, Ludwig: „Johann von Müller“ Marburg 1809.

Wackernagel, Wilhelm: „Poetik, Rhetorik und Stilistik“ hrg. von Ludwig Sieber, 2te Aufl. Halle 1887.

Wegele, Franz X. von: „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus“ München und Leipzig 1885.

Woltmann, K. L.: „Johannes von Müller“ Berlin 1810.

— Sämtliche Werke, hrg. von Karoline Woltmann. 1te Lief. Bd. I, Leipzig 1818 — 7te Lief. Bd. I, Leipzig 1824.

Wyß, Georg von: „Geschichte der Historiographie in der Schweiz“, Zürich 1895.

„**Zeitschriften der Romantik**“ Bibliogr. Repertorium Bd. I hrg. von Walzel und Houben, Berlin 1904.

Ziehen, Eduard: „Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750 — 1815“ (= deutsche Forschungen hrg. von Friedr. Panzer und Julius Petersen, Heft 8) Frankfurt 1922.

Der Name des Autors in Klammern bedeutet anonyme Ausgabe. Autoren, die nur mit einem Werk aufgeführt sind, werden nur nach Name und Seitenzahl zitiert.

Inhalt.

Vorrede über die Behandlung des Themas	7
Kapitel I. Der historische Stil vor Johannes Müller	10
I. Theorien über den historischen Stil	12
II. Die Einflüsse der französischen Historiker	17
III. Die deutschen Historiker der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	24
Kapitel II. Die Entwicklung des historischen Stils in den Werken Johannes von Müllers	50
I. Uebersicht über die Entwicklung	50
II. Der pragmatische Stil	56
III. Der monumentale Stil	79
IV. Der erzählende Stil	105
Kapitel III. Die Nachwirkung der Werke Johannes von Müllers . . .	135
Literatur-Verzeichnis	150

